

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland

Vechta, Oldb, 1969-

Erzählungen und Gedichte

urn:nbn:de:gbv:45:1-5285

Erzählungen und Gedichte

Zwischen Amboß und Hammer

Dem Leben nacherzählt

VON JOSEF ALFERS

In den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, lebte um die Zeit, als die neue Kirche in Emstek gebaut wurde, auf dem Brink eine Kötterfamilie im kleinen, strohgedeckten Fachwerkhaus. Sie besaßen reichlich einen Hektar Land und einen kleinen Garten. Dazu gehörte die Großmutter, ihr vierzigjähriger Sohn und dessen Frau, ihr siebenjähriger Enkel **Josef** sowie das 3-jährige **Mariechen**. Der Name des Kleinbauern tut nichts zur Sache. Wir wollen ihn einfach Pohlen **Korl** nennen.

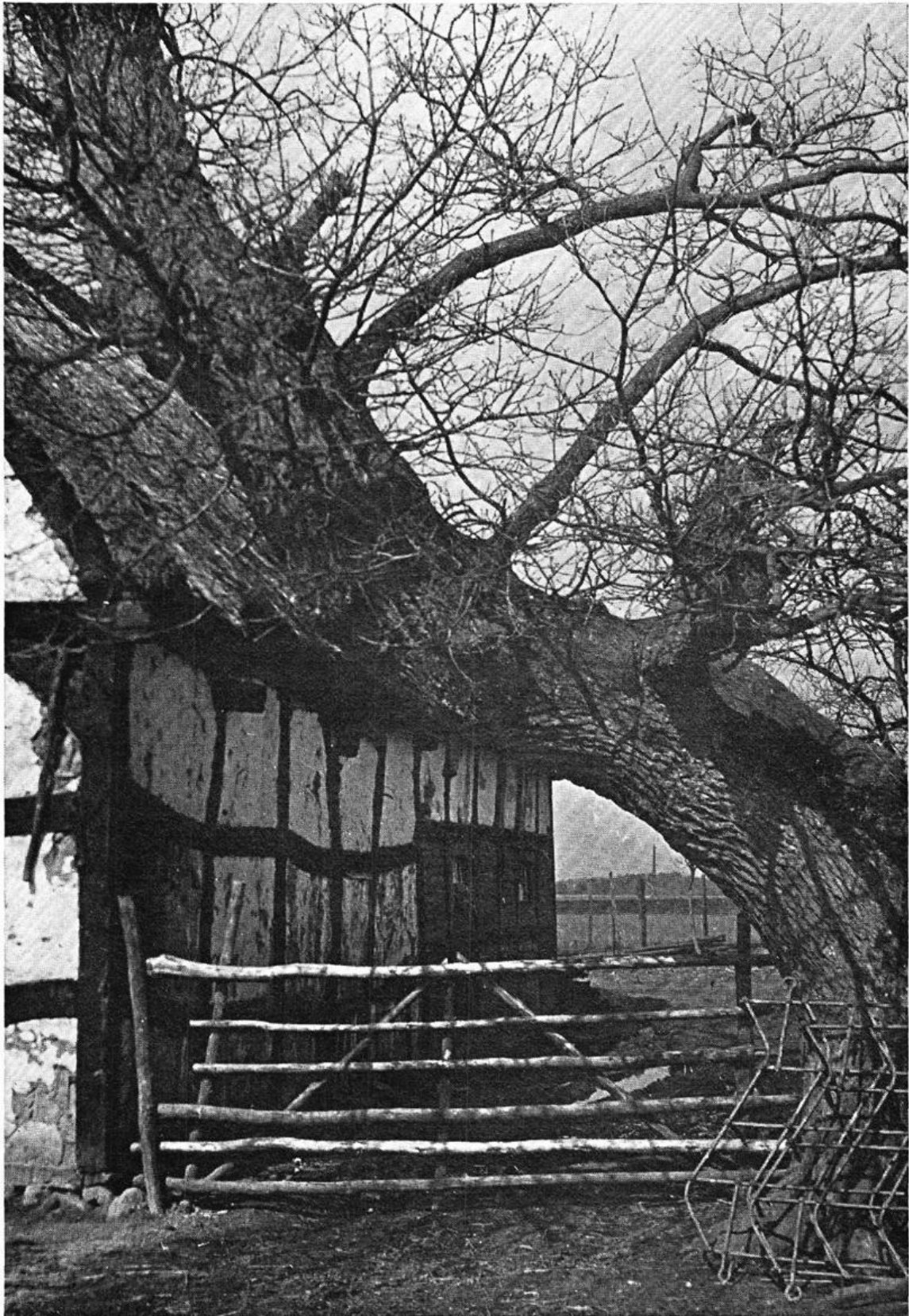
Schon vor dem Beginn unserer Geschichte hatte es mit der Unglückssträhne begonnen. Nachdem beide Schwestern ausgeheiratet waren, starb kurz darauf der Großvater. Krankheit und der Sterbefall kosteten viel Geld. Die Schwestern beanspruchten außerdem das ihnen zustehende Erbteil. Korl war lange Zeit über Land gelaufen, um einen Mann zu finden, der ihm die Summe von 250 Talern vorstrecken könne.

In der Nachbarbauerschaft hatte endlich ein Bauer sich bereitgefunden. Dafür mußte Korl jährlich 10 Taler Zinsen abtagelöhnern. Als Lohn gab es damals neben der Kost 18 Grote, gleich 72 Pfennige je Tag, also in vier Tagen 1 Taler. Für den Abtrag mußten Korl und seine Frau in der Ernte jährlich sogar 10 Taler aufbringen. Als Erntelohn gab es neben der Kost 24 Grote, gleich 96 Pfennige.

Fünf Jahre lang hatten Korl und seine Frau die Fronarbeit getan. Sie lastete schwer auf ihnen. Als sie gerade Hoffnung hatten, ihrer Schulden ledig zu werden, suchte neues, schweres Unglück die Familie heim. Es war in einer Herbstnacht. Korl und seine Frau erwachten vom Brüllen ihrer Kuh und einem Sausen. Zu ihrem Schrecken bemerkten sie, daß ihr Haus in hellen Flammen stand und sprangen aus dem Durk. Korl rief zuerst die Großmutter, die schon wach war. Dann riß er den schlaftrunkenen Josef aus dem Bett. Er sah auch, wie seine Frau mit der kleinen Maria zur Seitentür lief, gefolgt von der Großmutter, die einen armvoll Kleider zusammengerafft hatte.

Eben stieß Korl die große Dielentür auf, um noch die Kuh hinauszutreiben, da rutschte das ganze brennende Strohdach herunter. Eine Wolke von Staub, Rauch und Funken hüllte Korl ein. Er und der Junge taumelten aber ins Freie, wo herbeigeeilte Nachbarn sie auffingen und wegführten. An die





Alte Bauernhauslandschaft in Osterfeine

Foto Alwin Schomaker-Langenteilen

Rettung der Kuh und des Mobiliars war nicht zu denken, zumal im gleichen Augenblick das nahestehende Nachbarhaus in Flammen aufging und alle Leute dorthin liefen.

Korl hatte sich wieder zusammengerafft. Nun hörte er von der Seite des brennenden Hauses her das erregte Rufen der Großmutter und das Schreien der kleinen Maria. So schnell, wie seine vom Rauch geschmerzten Augen erlaubten, ging er dem Rufen nach. Was er sah, erschütterte ihn mehr als das vom Feuer zerstörte Haus. Halb verwirrt war seine Frau, zudem noch in hoher Hoffnung, nach Verlassen des brennenden Hauses den Gartenweg entlanggelaufen, dort aber über eine Schiebkarre mit Rüben schwer gestürzt. Sie hatte sie nachmittags selbst geerntet und lag nun bewußtlos daneben.

Um sie fortzuschaffen, mußte Korl vom Nachbarhause Hilfe holen. Die Großmutter und die weinende Maria blieben bei der Gestürzten. Als endlich Hilfe kam, wurde die Frau in einem der Nachbarhäuser untergebracht. Man holte die Wehmutter. Diese ließ sogleich den Pfarrer bestellen und einen Arzt benachrichtigen. Als der vom 8 km entfernten Städtchen eintraf, war es zu spät. Die Mutter und ihr Büblein gehörten nicht mehr zu den Lebenden.

Wie Korl und die Großmutter die ersten Tage nach dem Schreckensabend überlebt hatten, wußten beide später nicht zu sagen. Nur Josef war froh, daß die Ziege vom Nachbarn gerettet werden konnte. Der Stall vor dem Haus hatte eine Tür gehabt. Alles andere war vom Feuer vernichtet worden. Die Familie richtete sich in der Scheune eines Nachbarn notdürftig ein. Mitleidige Menschen schenkten das Nötigste; denn es fehlte an allem. Erst als die Beerdigung von Frau und Kind vorüber war, kam Korl dazu, seine Lage zu überdenken. Die Familie stand gänzlich mittellos dar. Auch die Ernte und die Kuh waren mitverbrannt. Ein Neubau des Hauses schien vorerst ganz unmöglich.

Da wurde ihnen von dem Bauern, der ihm vor Jahren das Geld gegeben hatte, ein leerstehendes altes Heuerhaus angeboten. Ja, er ließ dem Korl noch eine beträchtliche Summe Geldes dazu. Korl sollte sie als Tagelöhner abverdienen. Froh für den Winter eine Unterkunft gefunden zu haben, griff er zu, freilich nicht ohne gewisse Beklemmung vor etwas Bedrohlichem, das später prompt eintraf.

Den Winter über ging die Sache gut. Korl bekam die Kost auf dem Hofe. Da Kartoffeln, Rüben und Kohl beim Brand nicht gelitten hatten, wurde der Hunger von seiner Familie ferngehalten. Auch schenkten mitleidige Leute hier und da einen Scheffel Roggen.

Korl, dessen Tagelohn der Bauer für die Zahlung der Zinsen und als Abtrag des Kapitals einbehielt, geriet in Geldnot. Als er anderweitig tagelöhnern wollte, kam er derart mit seinem Gläubiger aneinander, sodaß dieser das geliehene Kapital kündigte. Vergeblich suchte die Frau des Bauern zu vermitteln. Korl konnte nicht zahlen, und sein Hofgrundstück wurde verkauft. Keiner wagte dem Bauern zu überbieten, weil man ihn fürchtete. So gelangte er billig in den Besitz von Korls Grundstück. Eine lächerlich geringe Summe, die das geliehene Kapital überstieg, wurde ausbezahlt. Dies hütete Korl nun wie einen Augapfel.

Der Unglücksrabe bekam einen anderen Heuervertrag und brauchte nur drei Tage in der Woche für das Häuschen arbeiten. Die letzten drei Tage konnte er für die Bedürfnisse der Familie verwenden. Während Korl jeden Tag auf Lohn ging, besorgte die Großmutter mit den Kindern den kleinen Garten und ein winziges Stück Kartoffelacker. Jedoch der Gram über das viele Unglück zerrte an ihrer Lebenskraft. Außerdem hielt die magere Kost sie nicht bei Kräften. Als der November mit seinen grauen Nebeln sich über das Land senkte, stand Korl eines Tages fassungslos mit seinen Kindern am Lager der toten Großmutter. Sie war nur einige Tage unapfänglich gewesen. Der trauernde Mann mit den Kindern wurden zwar bedauert, aber helfen konnte ihnen keiner.

Der Winter kam, und das böse gesinnte Schicksal gab Korl den Rest. Bei Frost und Glätte stürzte er eines Tages so schwer, daß er zweimal das Bein brach. Er wäre nachts bestimmt erfroren, wenn niemand seine Hilferufe gehört hätte. Man brachte ihn nach Hause. Die Bäuerin und eine Frau aus dem Dorfe sahen um Gotteslohn nach dem Kranken und gaben den Kindern Anweisung für die Pflege. Voll Schrecken sah Korl, wie der Rest seiner Ersparnisse dahinschmolz. Nach zweieinhalb Monaten konnte er vom Krankenlager wieder aufstehen. Aber sein Bein war so verwachsen, daß er zu schwerer Arbeit unfähig blieb.

Der Bauer aber war nur an Korls solide Arbeitskraft interessiert. Da diese durch das Unglück ausfiel, kündigte er die Heuerstelle. Korl und seine beiden Kinder fielen nunmehr der Armenhilfe des Kirchspiels zur Last. Zu damaliger Zeit wurden „Ortsarme“ vom Armenpfleger des Kirchspiels, dem Armenvater, ausverdungen. Für den schuldlos Armen, wie Korl einer war, bedeutete es eine demütigende Erniedrigung, wenn keiner ihn nehmen wollte. So erhielt er im Armenhaus des Kirchspiels eine notdürftige Unterkunft zugewiesen.

Seinen Unterhalt empfing der Unglückliche als „Reihumesser“. Jeder Dorfbewohner war nach bestimmtem Plan verpflichtet, den „Dorffräter“, wie diese bedauernswerten Menschen genannt wurden, für einen Tag mit Essen zu versorgen. Oft genug ließ man deutlich fühlen, wie wenig willkommen Korl und seine Kinder waren. Gleichwohl gab es auch mitleidige Menschen, die aus Nächstenliebe Gutes an ihnen taten.

Der schwergetroffene Korl merkte, daß das Schicksal ihn zermürben würde. Sein schlecht geheiltes Bein bereitete ihn oft große Schmerzen. Es zog das Wasser in sich und schwoll an. An solchen Tagen mied er Leute, die unwirsch waren, und hungerte lieber, obwohl er mehr und mehr von Kräften kam.

Um Weihnachten war es frostklar. Korl war zur Weihnachtsmesse gewesen. Er hatte die Festtage bei mitleidenden Menschen verbracht. In der nächsten Zeit bliesen Ostwinde mit schneidender Kälte. Dichtes Schneegestöber kam auf, und niemand vermißte den Korl, bis einer der Mitbewohner ihn tot im Bette vorfand. Die Leiche war schon hart gefroren.

Zur Beerdigung an einem beißend kalten Wintertag erschien außer den beiden Kindern und den nächsten Verwandten fast keiner. Korl hatte, vom

Schicksal verfolgt, die Erde verlassen. Nachher war es, als ob die Kinder sein schweres Erbe antreten sollten.

★

Josef, der Sohn, war an eine ältere Witwe verdungen worden, die etwa drei Kilometer vom Kirchdorf entfernt auf einem kleinen Kotten lebte. Wären die Schule und der Lehrer nicht gewesen, hätte der Junge mehr Freude haben können an seinem Jungenleben, das bei der alten Frau in beschauliche Bahn verlief.

In der Schule wurde er oft, mitunter unverdient, zum Prügelknaben. Wenn die Rangen irgendetwas angestellt hatten, gaben sie „Job“ einfach als den Täter an. Er mußte sich für die anderen über die Bank legen, und bekam vom alten Lehrer Hellebusch eine Senge auf die Kehrseite verpaßt, daß ihm Hören und Sehen verging. Sobald er seine Unschuld beteuerte, schrien die anderen grinsend: „Er lügt. Er lügt!“ Das hatte meist zur Folge, für seine Hartnäckigkeit weitere gesalzene Streiche, die wie Feuer brannten, hinnehmen zu müssen. Nach dem Unterricht erklärten ihm die Mitschüler höhnisch lachend, soviel Dummheit, wie er heute wieder an den Tag gelegt habe, hätte eigentlich noch mehr Haue verdient. Auf dem langen Schulweg hatte Job reichlich Zeit, seine geschundene Kehrseite zu reiben und über die Ungerechtigkeit in der Welt nachzudenken. Der Tag war ihm dann verdorben. Der Junge blieb einsilbig; denn er wußte, daß er mit seiner Beschwerde nirgends Erfolg haben würde.

Nach seiner Schulentlassung wurde Job als Kuhjunge zu einem Bauer verdungen. Dort hatte er es nicht besser und schlechter als andere. Herbe Kost und harte Arbeit waren sein Los. Aber im Herbst wurde es für ihn schlimmer. Mit dem Kleinknecht, einem sechszehnjährigen Jungen aus dem Dorfe, teilte er an der linken Seite der großen Dielentür über dem Pferdestall seine Schlafbude.

Auf der rechten Seite lag die Kammer des Großknechtes über dem Pferdestall. In dessen Kammer hingen auf einem Gestell die beiden Kutschgeschirre, der Sattel mit Zaumzeug, eine Reitpeitsche und ein Paar Reitstiefel. Als der Großknecht im Herbst zu den Soldaten mußte, kam ein neuer, eben von den Soldaten entlassen. Dieser gab sich großmäulig und angeberisch und war ein Rotkopf. Wenn er getrunken hatte, benahm er sich wie ein Sastist und Schinder. Job bekam das besonders zu spüren.

Zuerst ging alles gut. Eines Nachts kam der Rotkopf angetrunken heim, weckte Job und nahm ihn mit auf seine Kammer. Der Kleinknecht merkte Jobs Weggang vor Schlaftrunkenheit gar nicht. Für den armen Jungen kam eine böse Stunde. Rotkopf drohte ihn mit Hölle und Teufel, wenn er einen Ton vor sich gäbe, oder von der Sache irgendetwas erzähle. Er wolle ihm nur einmal zeigen, wie man zum richtigen Soldaten gemacht wird.

Job mußte sich stramm stellen. Zum Nachdruck seiner Befehle zog der Großknecht ihm ein paar Hiebe übers Kreuz, Job hätte fast vor Schmerz und Schreck aufgeschrien, wenn ihm im Schein der alten Stallaterne die Augen seines Gegenübers nicht so angefunkelt hätten. Er übte Hinlegen und in Kniebeuge hüpfen. Es galt unter das Bett zu kriechen und über die Bettstelle zu springen. Zuletzt mußte der Junge das Bett für den Quäler bauen.

Wenn es nach Meinung des Roten nicht schnell genug ging, wurde in gefühlvoller Weise nachgeholfen. Als Job schweißnaß mit einem „Raus“ in seine Kammer zurückjagte, war er heilfroh. Aber ein ohnmächtiger Haß stieg in ihm auf.

Schon mehrmals hatte Job solche Schreckenszenen erlebt. Angesichts der Drohungen wagte er nicht einmal, dem Kleinknecht davon zu erzählen. Zu wem sonst hätte er gehen sollen. Doch eines Tages platzte die Sache. Als Job wieder einmal nachts exerzieren mußte, kam ein Nachbar zum Bauern ans Fenster und bat um Hilfe bei einer kalbenden Kuh. Dieser trat auf die Diele, um den Jungen zu wecken. Da sah er aus der angelehnten Tür des Großknechts einen Lichtstrahl und hörte Stimmen. Leise stieg er einige Sprossen der Leiter hoch. Was er dann sah, ließ ihm die Zornröte ins Gesicht steigen: Der Knecht trug des Bauern Reitstiefeln und eine Soldatenmütze. Er übte mit Job, der im Hemd stand und Schweißtropfen auf der Stirn hatte. „Aufsitzen“ im Sattel auf dem Gestell. Der arme Bursche mußte die Knie beugen, sich hinlegen und wieder aufstehen. Wenn es dem Pseudokorporal nicht zügig genug ging, half ein kräftiger Peitschenhieb nach, Für jeden Laut zischte es drei Hiebe.

Plötzlich flog die Tür auf. Der Bauer stand im Rahmen und donnerte: „So etwas geht in meinem Hause vor!“ Er mußte sehr an sich halten, befahl dem Großknecht, sich fertig zu machen, da sie zum Nachbarn müßten, und rief den Kleinknecht. Den verdatterten Job schickte er ins Bett. Darauf gingen die drei zum Nachbarn, und es war schon fast hell, als sie heimkamen.

Job wurde geweckt. Der Bauer nahm ihn mit zu seiner Frau in die Stube. Beide besahen sich den mit Striemen bedeckten Jungen. Sie waren höchst erstaunt, als Job unter angstvollem Druksen erklärte, schon vier oder fünf Mal eine solche „Übung“ erlebt zu haben. Jedesmal sei der Knecht betrunken heimgekommen. Als die Bauersleute weiter erfuhren, daß der Knecht nachts ausritt und Pferd, Sattel und Stiefel immer geputzt haben wollte, lief ihnen die Galle über. Der „Korporal“ wurde gerufen. Man erklärte ihm, ihn nicht der Polizei zu melden und aus dem Dienst zu jagen. Aber er habe sich zu Lichtmeß einen neuen Dienst zu suchen, und Job solle er mindestens drei Taler Schmerzensgeld zahlen. Rotkopf willigte widerwillig ein, und Job war erlöst.

Der Bauer vermittelte den Jungen eine Lehrstelle bei einem tüchtigen Zimmermeister. Dort erfuhr der Lehrling, daß Lehrjahre keine Herrenjahre sind. Nach vollendeter Lehrzeit ging Job als Geselle auf Wanderschaft. Er arbeitete sogar vier Monate in Holland als Schiffsbauer in Rotterdam. Mit einem erstklassigen Zeugnis kam er zurück nach Deutschland und trat beim alten Meister als Geselle ein.

Bald war Kirmes im Dorf. Job feierte mit mehreren Gesellen in einer Wirtschafft seine Heimkehr. Bei einem Glas Bier erzählte er von seinen Erlebnissen. Da torkelte der Rotkopf, der im Nachbardorfe Dienst tat, in die Wirtsstube und pöbelte die Gäste an. Plötzlich sah er Job und schrieb: „Dich werde ich jetzt fertig machen! Jetzt sollst du kriechen vor mir, noch ganz anders wie damals, als du mich beim Bauern verpetzt hast!“ Job, der keinen Streit wollte, verließ das Lokal. Der andere folgte. Vor dem Hause drohte eine deftige Prügelei. Job hatte sich bis jetzt passiv verhalten. Doch plötz-

lich sah er rot, als er angeschrien wurde, die ergaunerten drei Taler Schmerzensgeld zurückzugeben. Wie Feuer brannten die erlittenen Striemen. Wild schlug er auf seinen Gegner ein, der aus einer Kopfwunde und aus der Nase blutend plötzlich reglos am Boden lag. Job glaubte ihn tot und verschwand in der Dunkelheit.

Am anderen Morgen wunderten sich Meister und Gesellen über das Fehlen von Job. Sie ahnten einen Zusammenhang, als Jobs Kleiderbündel und des Meisters Pferd verschwunden waren. Das Pferd kam am anderen Morgen zurück. Es trug ein Pappschild mit Namen und Wohnort des Meisters. Vom Reiter selbst hörte man vorerst nichts. Vier Jahre später traf ein anderer Auswanderer seinen ehemaligen Mitgesellen Job durch Zufall in Cincinnati wieder. Diesem fiel eine ungeheure Last vom Herzen, als er hörte, daß Rotkopf nicht tot und ins Rheinland verzogen sei. Der Gedanke an seine Schuld war eine fürchterliche Last gewesen. Nun fühlte Job sich frei; aber in die Heimt zurück, die er deswegen verlassen hatte, wollte er nicht.



Auch Josefs Schwester Mariechen lernte früh die düstere Seite des Lebens kennen. Etwa 5 Kilometer vom Kirchdorf entfernt, lag in einer Bauerschaft ein großer Hof. Dorthin wurde sie als Kindermädchen verdungen. Auf dem Hofe wohnten die alte Bäuerin und ihr Sohn mit Frau und zwei Kindern, der vierjährigen Mariele und dem kleinem Heiner. Dazu gesellten sich der Großknecht und Anton, ein 13 jähriger Junge, der als Waise ebenfalls vom Armenvater untergebracht war, und die Magd Gertrud.

Die junge Bäuerin, stammte aus dem Nachbarkirchspiel und hatte ein eigenartiges, ja abstoßendes Naturell. Sie war herb, verschlossen, unwirsch, brutal und voller Härte gegen ihre Untergebenen. Selbst den Dorfbewohnern gegenüber zeigte sie sich barsch. Man hatte ihr den Namen „Steinerne Marie“ gegeben. Mägde blieben nicht länger als vier Wochen. Was der böse Charakter der Steinernen Marie nicht besorgte, taten die Dörfler. Die Hausbewohner litten sehr darunter, zumal der Bauer und seine Mutter gutmütig waren. Aber den Großknecht respektierte die Bäuerin. Er hatte ihr mit ernstem Gesicht Prügel angedroht, wenn sie ihm zu nahe käme. Für ihn sei der Bauer zuständig. Das konnte er sich leisten, weil er tüchtig war.

Anton, der Junge, wußte ein Lied von seiner Bäuerin zu singen. Wie manche Ohrfeigen hatte er einstecken und wie oft des Abends ohne Essen ins Bett gehen müssen! Am schwersten tat sich Gertrud mit der Steinernen Marie. Als uneheliches Kind und Waise hatte sie dem Versprechen eines jungen Mannes geglaubt, der ein Nichtsnutz war. Als er sie heiraten sollte, lachte er zynisch: Eine dumme Gans wie sie und arm noch dazu, möge er nicht! Dann war er außer Landes gegangen:

Gertrud wollte sich von ihrer kleinen Tochter nicht trennen und war von der Armenpflege zu der Steinernen Marie verdungen worden. Auf dem Hof hatte man ihr in einem Nebengebäude zwei winzige Zimmer als Bleibe hergerichtet. Man mochte nicht mit ihr unter einem Dache wohnen. Dort lebte sie mit ihrem Kinde; in voller Abhängigkeit und fast ohne Lohn. Aber sie war froh, ein Unterkommen zu haben. Sie fühlte dauernd den Finger, der spitz auf sie zeigte.



In dieses Milieu kam nun Mariechen, die oft in ihr Kissen weinte, wenn die Frau sie rauh und roh angefahren hatte. Wegen geringster Vergehen setzte es harte Schläge. Über Tag ging sie mit Anton zur Schule. Nachher waren Kinder zu betreuen, Botengänge zu machen und dergleichen. Anton mußte nach der Schule Feuerung heranschaffen und drei Schubkarren voll Rüben täglich aus der Miete holen, an Samstagen sechs, die dann von ihm und Mariechen abends noch gereinigt werden wollten. Eines Tages geschah das, wodurch Mariechens Los eine Wendung erfuhr. Zur ihren Pflichten gehörte es, zweimal wöchentlich einen Korb voll Eier zum Krämer im Dorf zu bringen. Der Eierkorb wurde in einen vierradrigen Handwagen gestellt. Hinten auf einem Kissen saß Heiner und schrie vor Freude, wenn Mariechen mit dem Wagen davonzog. Die kleine Mariele lief meist hinterher. Beim Krämer wurden die Eier gezählt und ins mitgebrachte Buch geschrieben. Mariechen bekam ein Stück Zucker, und die drei zogen wieder ab.

Auf dem Rückweg erschranken die Kinder heftig, als sie vor dem Nachbarhof den großen Bullen stehen sahen, der offenbar ausgebrochen war. Ob nun die roten Röcke der Kinder ihn erregten, jedenfalls kam er zornig brummend auf sie zu. „Mariele lauf!“ schrie Mariechen und hastete mit dem Wagen hinterher. Aber kurz vor dem Hoftor stürzte der Wagen auf dem holprigen Wege um und Heiner rollte heraus. Entsetzt schrie Mariechen auf. Sie sah den Bullen herankommen, ließ den Wagen liegen, ergriff den schreienden Heiner und lief, ihn auf den Armen tragend, dem Hause zu, das sie glücklich erreichten.

Der Bauer und der Knecht, die nebenan auf dem Felde arbeiteten, waren durch das Gebell des Hundes aufmerksam und Zeugen des Vorfalles geworden. Der Bulle erreichte das Wägelchen, fegte es mit einem Stoß zur Seite und wühlte mit den Hörnern im Kissen herum, daß die Federn haushoch flogen. Erst dem Knecht gelang es, ihn mit dem Hund zum Nachbarhof zurückzutreiben.

Der Bauer war indessen nach Hause gelaufen und kam gerade zur rechten Zeit. Mariechen hatte sich mit Heiner in der Küche auf einen Stuhl gesetzt. Sie wollte den Frauen den Unfall berichten, brachte aber vor Aufregung und Überanstrengung kein Wort heraus. Nur das vom Umkippen des Wagens verstanden sie. Als Frau Marie ihren Heiner, der leicht blutete, sah, wurde sie zur Furie. Mariechen wußte nicht wie ihr geschah. Sie erhielt unversehens schallende Ohrfeigen und mußte eine lange Schimpfrede anhören. Diese gipfelte in den Befehl, daß das Mädchen ohne Essen bis 10 Uhr auf der Bodenkammer knien sollte, wo Ratten und Mäuse sie fressen sollten. Die Frau kannte die panische Angst des Mädchens vor solchem Ungeziefer . . .

Den Handfeger ergreifend wollte sie das vor Schmerz und Angst lautweinernde Kind zur Kammer treiben, als der Bauer hereinstürmte. Im Nu übersah er die Lage, ergriff seine Frau bei den Schultern und schüttelte sie, daß der Handfeger zu Boden fiel. Dann herrschte er sie an, wie sie es noch nie erlebt hatte: Marie du solltest dich schämen, statt Mariechen so zu erschrecken, solltest du ihr eher auf den Knien danken. Sie hat dem Heiner das Leben gerettet!“

Mariechen wußte nicht, wie ihr geschah, als der Bauer sie an sich drückte, ihr dankte und sagte, er habe gesehen, was sie für den Jungen tat. Ein schönes neues Kleid solle sie bekommen. Wenn sie erwachsen sei, werde er besonders an sie denken.

Ja, was machten die Frauen für Gesichter, als sie den Hergang erfuhren! Die Großmutter bedankte sich. Auch die Steinerne Marie murmelte etwas, das wohl danke heißen sollte. Besonders stolz war Anton. Er erklärte Mariechen, wenn er groß sei, würde er sie bestimmt heiraten. Josefs Schwester wußte nicht wohin mit ihrer Freude, als sie ein neues rotes Samtkleid erhielt, dazu ein Paar neue Schuhe. Nun brauchte sie den Weg zur Schule nicht in Holzschuhen zu machen. Besonders wohl tat es ihr, daß sie nie mehr Schläge bekam.

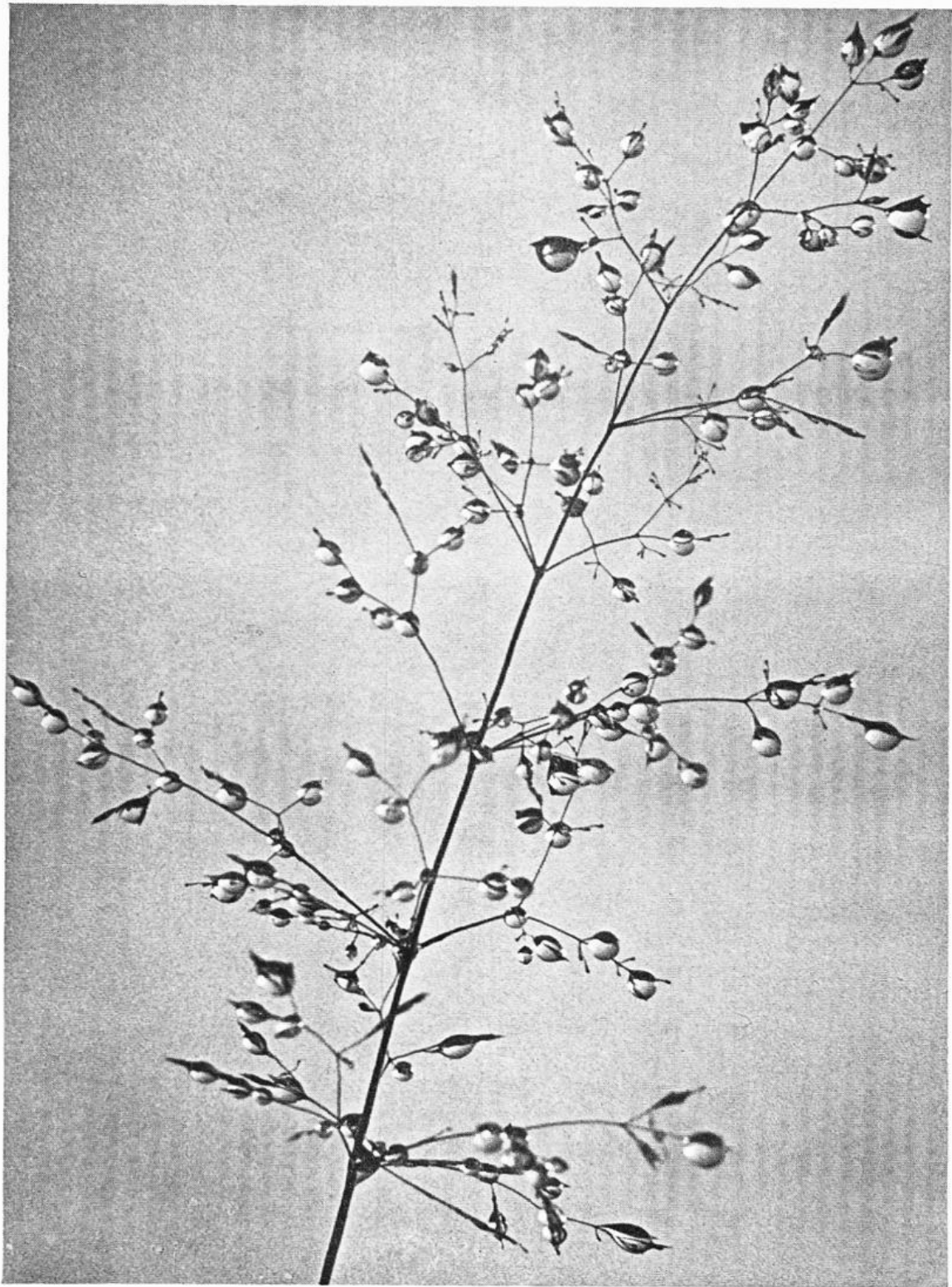
Aus den Kindern waren Erwachsene geworden. Eines Tages hatte Anton seine Soldatenzeit hinter sich und kam zu seinem Bauern, wo Mariechen nun als große Magd diente. Er wollte sein Versprechen einlösen. Mariechen sagte freudig ja dazu. Auch der Bauer hatte sein Versprechen nicht vergessen und stiftete ihr eine Brautaussteuer, die sie nicht erwartete. Mariechens Nachkommen leben heute schon in der vierten Generation.

Morgenwandern

VON JOSEF ALFERS

*Frohgestimmt geh ich des Weges,
Meinen Handstock in der Hand,
Freuend mich an bunten Bildern,
Durch das sonnenhelle Land.
Glitzernd hängt noch Tau am Grase,
Noch an Blumen, Blatt und Strauch.
Weit am Horizont zieht Nebel
Wie ein feiner blauer Rauch.
Tausend Vogelstimmen hör ich
Aus Gebüsch vom Waldesrand,
Hör den Kibitz „kiwitt“ rufen,
Entenruf am Weiherstrand.
Höher steigt der Sonnenbogen
Und ich mache fröhlich Rast.
In der großen Wirtshausstube
Bin ich wohl der erste Gast.
Herzerfrischt nach kühlem Trunke,
Zieh ich weiter meinen Weg.
Wandern möcht ich, immer wandern,
Bis ich mich zur Ruhe leg!*





Tantröpfchen

Foto Alwin Schomaker-Langenteilen

Arnd un sine Vögel

VON ELISABETH REINKE

In usen Goren giv dat väl Vögel. Se flattert un flitket, se pickt an't Fenster un bädelt in'n Winterdag üm dat täglick Brot. Wenn ick se in't Vogelhüsken so an't picken seh, dann denk ick faken an Arnd in een Visbeker Burskup.

De Erlter Schaulrektor vertelde mi van eenen Vogelfründ, den mössen wi ees tausamen besöken. He harr us all anmeldt. Also gaud! Wi steegen vör Arnd sien Hoffrickels ut't Auto un güngen dör de Porten.

Dor stünd ick nu un keek verwunnert in de Runde. Wat vörn Läwen!!

Rund üm den Hoffplatz stünnen hoge Eken un Beuken un Eschen. Ut ale Böme kömen Vögels anflattern mit'n freidig piepen, Finken, Grässmücken, Stare, Meskes un Schwolken un wat nich woll noch ale. Ut den Hägen kömen de Tuunkrüpers un ut dat Uhlenlock baven de Grotdör flögen de Schwartdraussels un ale susden äwer dat Husdack. Wi güngen äwer de Dal. De grote Glasdörn van de Dal na de Köken güng apen. „Se sünd der“, reep dar eene. Mudder un Dochter har'n all up us töfft. Se harr'n sick fien makt, Mudder mit'n witt Schullerdauk un'n Broschken vör, Lisa, moi van Gesicht, rank un schlank, un blond van Haar, harr'n witte Schötten vör eer bunt Kattunkleed. Wie güngen in de gode Stube.

„Arnd kump glieks.“ säe de Frau. „Dat is Klock veer, dann komt de Vögels, de Tied kennt se ganz genau. Dor is he all.“ Se wies na buten. Ick güng an't Fenster. Dor seet Arnd up'n Bank. Vör de Garenbüske was'n freen Platz, dor wören se versammelt, all sine Gäste. He langde inne grote Tuten, smeet Körn hier- un dorhen. De Vögels hüppkeden, flatterden un stödden sick. Wecke kömen na Arnd up de Bank, settden sick up siene Schullern, up siene Arms, se freeten üm ut de Hannen. „Nee sowat, dor sittet en Stücker drei of veer up sienen Haut,“ röp ick. „Ja, de Haut,“ segg Lisa, „denn kennt se ale. Ick möss disse Dage drocke ees wat van'n Bäcker halen. Ick slög mien Papa sienen Haut up'n Kopp. Knapp was ick buten Huse, dor harr ick all eenen van de Vögels derup sitten, un dor bleev he hen un trügge. Ale Lüe, de us tau sehn kreegen, harren ehren Spaß un wunnerwarken.“

Lisa mök dat Fenster apen un röp: „Papa, kumm in, de Besök is der.“ De Rest ut de Tüten flög wiet herüm. „Dor, je lütken Fienschmeckers“, sä Arnd. Dann stünd he up un schüddelde de Gäste van sienen Haut, siene Schullern un de Knee. He harr noch eenen Finken up'n Zeigefinger sitten. „Du Slüngel, du freist di woll, dat du der weer büst. Nu man af, ick kam bald weder,“ pratkede Arnd mit üm, un flitz- wäge was he.

Nu köm Arnd in't Hus, trück den „berühmten Haut“ af un swüng üm up'n Haken. „Gauen Dag, mien leiwe Herr Rektor“, sä he, „kiek ees an, dat is nu Frau Reinke! „Nu sett't jau dal.“ Wi riegender us üm den Disk, de was mit'n blaukariert Dauk decket, ne witte Servietten deröwer. Un wat'n Kauken! Lisa göt den Koffie in. Arnd slög sick vör Pläseer up de Knee, dat wi üm sine Vögels kamen wörn. Un dat Vertellen güng los. Ick frög üm, wat he mit den Finken schnacket harr. Arnd säe: Jahrelang was de Fink mien



beste Fründ. In't Vörjahr was he mit'n mal wäge. Ick dach ja, de Katt of'n Ulk harrn üm schnappet. Vör twee Dage was he der ganz verzaustert weer. Ick frög üm, wor he dann wäsen was. Ich streek üm glatt un mök üm satt. Un wat is he nu dankbar!

He häff sick woll mit'n Konkurrenten üm'n Wiefken slan, un de was üm tau wisse. Mit de Mensken is dat ja faken uk so, vör luter Unrast dwält se in de wiede Welt un kamt manges begaten weer na Hus."

Un wo dat dann so köm, we fungen van de Brunnen un ehr Hakenkrüz an tau ramentern. Aver dor wull Arnd nix van hören: „Lat us van de Vögels snacken, kamt an, wi gaht na buten.“ De felle Sünne bescheen den Hoffplatz. De Vögels flitkeden un flögen herüm, an'ne Grund, up de Böme, na ehre hölten Hüskes, de äwerall hängen. „Ja?“ sä Arnd, „de hebb ick ehr timmert, wo se dat mögt un hebben willt, dat hebb ick bi lüttken herutkrägen.“

Hier un dor bögede he de Täuger van de Büske dal. Dor seeten nüdlicke Nester, de de Vögels sülm baut harrn. Se flögen nich up, se wassen kien bittken bange, Stertken hoch, satt vergnäugt, tamm un täsig. „Un wat is dat för'n Bau?“ frög de Rektor un wiesede up'n Nest dat up de Grund stünd. „Dat is den Högert sien Kunstwark, dat seet baben in'n Eekboom, den Röver kann ick hier nich bruken, he verschreckt un verdriff me dat lüttke Vögelvolk. Ick hebb den Nabersjungen dor achter krägen, de heff den Bau heel un schier herunner halt. Dor legen all veer Eier in, ick hebb noch kien Läwen utpusten bruket,“ sä Arnd. Dat Nest was wükklick een Kunstwark! Rundherüm lüttke Spricker, utklemmt mit Lehm, un binnen mollig versehn mit Hei un Feern. „Kummt de grote Vogel denn nich weer? frög de Rektor. „Näh“, sä Arnd, „de schall sick woll wohren, de heff mi ja nu kennen lehrt!“ Wi kürden noch'n bittken, dann gewen wi us de Hände un säen Adjüs.

Unnerwägens na Vechte sä ick: „Min leewe Herr Rektor, dat was heel moje. Ick dank jau, dat wör een wunnerbar Beläwnis! Mi kummt dat bald so vör, as wenn wi bi'n heiligen Franziskus in Assisi to Besök wörn.“

In der Nacht

VON ELISABETH REINKE

*Du raunst um meine Mauern,
du Wind, was murrest du?
Womit machst du mich schaudern,
was seufzest du mir zu?
Raunst du in Dunkelheiten
vom wogenden Ozean,
wo du auf Meeresweiten
erwuchsest zum Orkan?
Dein Heulen tönt ergriffen.
Klagst du dich selber an,
daß du den zielfrohen Schiffen
schon wieder groß Leid getan? —*



In der Früh

VON ELISABETH REINKE

Wie wunderbar ist's,
hell und klar,
ein jeder Stern erblich.
Des Goldmonds Rund
auf blauem Grund
am Horizont entwich.

Zum Morgen hin,
die Königin
besteigt gleich ihren Thron.
Weckt alle auf
zu ihrem Lauf,
zu Tages Freud und Fron.

Ein Vöglein,
ein Stimmchen fein,
klingt an so süß und leis.
Der Vögel Chor
trägt nunmehr vor
des Herren Lob und Preis.

Sünnenrose

VON ERIKA TAUBER

Och, dat mag he gar to geern,
in de Abendstünn spazeern. —
Geiht een Weg an Garn vörbi,
geiht een Weg van di to mi.
Sünnenros kiek öwern Thuun,
Sünnenrose — gülden Bloom!

Och, dat mag he gar to geern,
so mit een junge Deern
Hand in Hand dör'n Knick to gahn.
Ik bliew bi de Sünnros stahn.
Sünnbloomsaat is nu so sööt,
smeckt jüst so as frische Nööt!

Och, dat mag he gar to geern —
up dat Sööte spekulern!
Jo, dat is he, — de ehr eit,
de ehr nu den Kopp verdreih!
Sünnenrose, gülden Bloom,
segg mi doch, wat schall ik doon?



Us Herrgott un de Lünk

VON ERIKA TAUBER

De lütt Lünk keem to usen Herrgott. „Och!“ sä he. „Hoge Herr, dat weer nich recht van di, ut mi'n Lünk to maken.“

De Herrgott smustergrien: „Wat wullt du denn gern wäsen, lütt Lünk?“ „Och leve Herr, wenn't na mi güng, . . . een Adler!“ Een bäten pucker em doch dat lütte Lünkenhart, as he dat so batz seggen dee. Man de Herrgott sä heel fründlich: „Good, mien Jung! Du schaft dienen Willen hebben!“ Un he sett dat lütt Deert baben up de Felsenkant — un miteens weer dat een Adler. Nu weer he groot un stolt, de griese Gesell. He seil dicht bi Sünn un Häben un keek van baben up den Hoff dal, wo dat Lünkenvolk wedder mal wedder an't Schafutern weer. Em gung dat ja niks mehr an. Och, wat weer he doch för'n stolten, staatschen Keerl. He kreeg reinweg Respekt vör sik sülben.

Man — Frünnen harr he nich mehr. All de lütten Piepiers harrn nu Bang vör em. Se schulen man blot mit een Oog to em rup, as wullen se seggen: „Wullt us ok nich fräten?“ Tscha, un snacken wull al lang nüms mehr mit em. Up de Duur weer dat kien Läven. Un he keem wedder to usen Herrgott. „Na, Lünk, al wedder dor?“ frog de hoge Herr.

De Lünk nikkopp un meen: „Ik heff mi dat anners dacht. Kannst du ut mi nich'n König in'n Thun maken? Weeßt, so'n Kortjan, so'n lustigen Thunkrüper, de den ganzen Dag röppt: „König bün ik! König bün ik! Dat weer noch wat. Un wat Besünners mutt doch ut mi weern!“

De leve Herr böör de Hannen, un — de Thunkrüper weer dor! Ja, dat weer dat rechte. Dat weer'n Läben. De lütt Lünk weer rein averdorig. He sprüng un süng den ganzen Dag. Ja, he funn ok 'n Fro. Nich so'n fünsch Wiew as sien Nahber, nä, so'n nüdlich Thunkrüperkönigin. Un as dat so geiht in' ne Welt, bold harrn se ok de Stuvv vull Kinner.

Dor fung dat Mallör mit an. Dree lüttje Thunkrüperkinner harrn se, — un dat veerte, dat gräsig Undeert, weer ut'n Kuckucksei rutkrapen. Dat wull fräten, fräten, fräten. De lütten Königskinner seegen al heel versmacht ut, man dat annere schree un spaddel un hau mit de Flünken. De Thunkrüperöllern mossen sik Dag för Dag afmarachen för so'n Fuuljack van Kuckuck. As de Thunkrüperkinner doot weern un dat Undeert, wat nu grötter weer as de Ollern, jümmer noch achter ehr anstünn, keem de Lünk mit hangen Flünken wedder bi usen Herrgott an.

„Dat is toväl!“ reep he. „Dat holl ik nich dör! — Och, harr ik dat ehder wüßt! Kannst du mi nich helpen, leve Herr?“

De Herr streek em mit'n Wiesfinger över'n Puckel un begöösch em: „Kiek, lütt Lünk, ik will ja nich so wäsen!“ sä he. „Kannst dat noch mal versöken!“ „Ja, würllich?“ frog de Lünk. „Dat will ik di nich vergäten!“

„Dat hett al mannigeen seggt!“ schüttkopp de leve Herr. „Achteran kaamt se meist doch wedder mit Tranen un Ungedüür bi mi an. Dat kenn ik al!“

„Ik nich!“ reep de Lünk. „Wenn ik erst een Nachtigall bün, denn bün ik mien Lävlang tofrehn!“ He verfehr sik sülben över disse Wöör. Weer dat nich rein to utverschamt?

Man de Herrgott nehm em in siene warme Hannen un leet em dalsacken. Jüst up den grönsten Placken keem he to sitten. Nu kunn he tirileern. — Un he süng: Gott to Ehrn un de Minchen to Freid! De lange Maitied dör harr he de wunnerschönsten Melodien prat.

Man de Lüd hörn gar nich to. Se harrn so väl to besnacken un achteran to jachtern — soväl gräsigen Musik harrn se in ehr Ohrn, dat de Nachtigallenleeder nüms hörn wull. De lüttje Vagel weer ganz verbiestert. Toletzt sweeg he.

„Magst nich mehr singen?“ frog de Herrgott.

„De Minschen hört mi ja doch nich to!“ sä de Vagel.

„Ja, hest dat denn nich wüßt? Al hunnert Jahr is dor mal een, de up di lustert. Toletzt weer dat de dänische Dichter Andersen!“

„Wat??? All Hunnert Jahr blot een Minsch? Wo doch dusend över dusend rumloopt? Dat holl ik nich ut! — Och, leve Herr, help mi doch!“ De Herrgott trock den Vagel an sien Hart.

„Du Dummerjan!“ sä he. „Is dat nich nog, een Lünk to wäsen?“

Un he geev em sien Stä up’n Buurnhoff. Dor hört de Lünk hen.

Dor is he so krägel as’n Thunkrüper, so stolt as’n Adler, un sien Fedderkleed is bold so slicht as dat van de Nachtigall, Ja kiek — un dat is vörnehm.

De Lünk is tofrehn. „Mien Riek! Mien Riek!“ röppt he un föhlt sik as König. He hett sien Riek, een Buurnhoff. Un dat is nich dat schlechte!

Blaue Anten

VON ERIKA TAUBER

Matthes geiht mit Opa spazeern. Söß Jahr is Matthes old. De Jung hett een plietschen Verstand. „Een Autoverstand!“ as Opa seggt.

Opa weet fix wat van Deerten af, dat is sien Rebett. Un so hebbt de beiden sik jümmer wat to vertelln.

Toerst gaht se de Wisch langs un Opa verklart, woväl Melk een beste Koh geben mutt. Opa harr jümmer de besten Deerter, dat kann Matthes man glöven. As Jung harr Opa faken Anten. Dor mag Opa an leevsten van vertellen. So kaamt se an de Straat. Da geiht dor her an dissen Morgen. Al Stadtlüe sünd ja woll ünnerwegens. Matthes steiht un kiekt. Dat is wat för em. De Autotypen un de Autokennteken kennt he al. Dor weet Opa nich väl van af. De Jung mutt em allns verklaarn. Dat geiht doch nich, dat sien Opa so ahnwäten dör de Tiet löppt. Up eenmal ward Matthes ganz hiddelig.





Spätsommerliches Land bei Lohne

Foto Alwin Schomaker-Langenteilen

He wiest mit sien lütt Wiesfinger wiet in de Feern. „Opa, nu kiek doch mal! Dor kummt 'n grooten Transporter mit Anten!“

„Mit Anten?“ frogt Opa un ward ganz kribbelig. Dat mutt he sik ankieken, wo he Deerter doch so geern mag.

„Sühst du dat, Opa? Wecke sünd gäl, wecke sünd witt. Un de, de ganz an'n Enn, de sünd blau! Blau as de helle Sommerhäben!“

„Blau?“ röppt Opa. „Blau as de Häben? Junge, dat gifft dat doch gar nich, du olle Thünbüdel!“ Opa argert sik.

„Bün kien Thünbüdel!“ röppt Matthes. „Un ik weet noch wat: de Anten kaamt ut Frankriek!“

„Nu ward dat aber dull, Jung! Anten ut Frankriek? De kaamt ut'n Ammerland. Bün ja al sülben dorwäsen!“

„Och, Opa, us nee'e Schoolmester hett us allns verklaart. Un he hett sülben een Ant up'n Hoff stahn!“

„Up'n Hoff stahn? De Ant?“

„Ja, jümmer mit rümbirsen kann he nich, hett he seggt. He mutt doch noch sülben wat lehrn — weeßt — ut de Böker!“

Opa schüttkopp, een Lehrer, de noch lernen mutt? Matthes stött em an un röppt: „Opa, nu kiek! Jüst kaamt se vörbi, de Anten! Na, hest se sehn?“ Richtig stolt is de Jung.

Opa kleiht sik den Kopp: „Nä, — dusendmal, — nä!“

„Hest se nich sehn?“ frogt Matthes ganz bedrööv't. „Ok nich de an Enn, de blauen?“

„Ik heff kiene Anten to Gesicht krägen. — Blot Autos up'n Transporter! — Witte, gäle un . . . “

„Opa, dat weern doch de Anten!“

„De Anten ut Frankriek?“

„Ja, jüst de!“

„Mi fehlt rein de Wöör!“ röppt Opa un hollt sik de Hand för'n Mund, dat he nich rutprusten deiht vör Lachen . . . un seggt: „Ik glööv, ik mutt noch väl tolehrn, mien Jung!“

„Ja, dat meent us Schoolmester ok jümmer. De Minsch mutt lehrn, solang he up de Welt is!“

Opa nikkoppt. He nimmt Matthes bi de Hand. Un so spazeert se denn an de Koppel langs un an de Bäk.

Opa vertellt. Deerter sünd sien Rebett. Un wo moi kann he över de willen Anten vertelln ut sien Kinnertied. War harr he as Jung dor för een Pläseer an. Man een Deel weern Opa's Anten wiß nich wäsen, — blau as de helle Sommerhäben!

De feine Rükelbusch

VON ERIKA TAUBER

Meta Meiners harr sik fein maakt. Up'n Disch stunn de Wien. Se wull ehrn Mann 'ne lütte Freid maaken — ok, wenn he em vergäten harr, ehrn 22. Hochtiedsdag.

Buuten gung de Döör. Ehr Mann keem rin mit een grootmächtigen Rükelbusch. Meta kreeg heete Backen un helle Oogen vör Freid. „Dat Anton dor doch noch an dacht hett!“ Meta höög sik.

„Gau, Meta, ik bruk mien witt Hemd, swatte Büx un Jack. Sünd mien Sünndagsschoh putzt?“ Anton smeed de Blomen up'n Stohl.

„Ik verstah kien Wort!“ sä Meta un keek de Blomen an.

„To, to Meta, ik heff kien Tied. Och, jümmer disse Ruseree. Glieks kummt dat Taxi!“ Anton weer al hiddelich.

„Wullt du denn noch weg?“ frog Meta benaut.

„Wullt? Ik mutt! Wo liggt denn nu de Rasierapparat?“

Meta verfehr sik. In Gedanken weer se noch jümmer bi ehrn Hochtiedsdag. Se lang na den Rükelbusch.

„De Chef hett Jubiläum. Ward groot fiert. Een Hoot mutt ik ok woll upsetten?“ Anton stünn al up'n Flur, harr nich mal in de Stuuw rinkeeken.

„Wer schall de Blomen denn hebben?“ frog Meta. — un wenn se't ok nich wull, dat Hart pucker ehr doch.

De? — Ach de sünd for de Chefin. De hett ja ok de väle Arbeit, nich? Ik weet doch, wat sik schicken deiht!“ Anton keek in'n Spägel, lach sik fründlich to un lang na den feinen Rükelbusch.

„Wullt nich wat äten, Anton?“ sä Meta liesen. „Ik heff Smuttaal!“

„Smuttaal up'n Alldag?“ frog Anton un trock de Stirn krus. „Na, stell em man in Iesschap! Morgen is ja ok noch een Dag. Dat Taxi is al dor!“

Morgen, dach Meta, denn brukt he een suren Hering. Övermorgen hett he Versammlung — un so geht dat Dag för Dag. Se strak em gau noch mal övern Rügg — man de Mann mark dat gar nich. He sprung de Trepp dal! Denn smeed he sik in de Polster. Nu kunn de feine Dag losgahn!

Den Rükelbusch harr he sik up de Knee leggt. Meta harr em warraftig ankeeken, as wenn he ehr wat wegnahmen harr. Nich mal: „Up Weddersehn“ harr se seggt oder „Maak good, Anton!“ Dat weer doch jümmer ehr Snack. He hör dor al meist nich mehr up hen. Man nu fehl em dat.

He keek up de Klook. Al twintig Minuten över de Tied. He weer to laat. Al wedder rot un al twee Minuten een Ampel. As he na'n Tied wedder up de Klook keek, schöw sik dat Datum vör siene Oogen. Anton verjag sik: sien Hochtiedsdag, de 22.! Jüst wull he den Taxichofför antippen, dor dreih de sik üm un lacht: „Is dat nicht een Glück? Nu hebbt wi de grööne Welle tofaat. Lütt Oogenblick un wi sünd bi Direktor Müller!“

Anton leet sien Arm sacken. „Glück?“ dach he. „Wi hebbt de grööne Welle. Nu is't doch warraftig to'n Umkehrn to laat!“



Näbel

VON SEFA TINNERMANN

*Näbel krüpp as'n luurig Dier
ut dei düstern Eern,
dukt sick un sprink gierig hoch,
alles tau vertehrn:*

*Mensken, Hüüser, Wisken, Feld
un den hogen Boom.
Näbel schluck den Klockenklang,
is as'n bangen Droom.*

*Lösket ut dat fröndlik Licht,
dunkelt Maond un Steern.
Gägen disse Geisternacht
kann sick kienein wehrn.*

*Well nu in dei Näbelnacht
dwäält up Meer un Land:
„Gott, wies' üm den rechten Weg,
nimm üm bi dei Hand!“*

Dei Kriegsdraoken

VON SEFA TINNERMANN

Et was an einen warmen Maiaobend 1914. Us Mamme plantde Viezebohnen, un ik dröff ehr daorbi helpen. Dei Appelboom mit dei breien Krone was mit dicken rosa Blütensteern'n aowersait. Eine Schwartdraußel fleitde in dei Spitze ehre friske, freidige Melodie. Us Mamme süng liese den Text dortau: „Alle Lüe plant Viezebohnen, gi ok?“ „Jao, wi ok!“ sä sei tau den schwarzen Vaogel un nickde üm tau. Un wi lachden un wörn so vergneugt. Vader was ut dei Werkstæe kaomen; wi harn üm gaor nich hört. Sicher har hei, at dat siene Gewohnheit wör, all'ne Tietlang in den Aobendhimmel käken. Up einmaol sä hei: „Seiht gi woll den gräsigen Draoken daor unner dei Sünne liggen? Dat is dei Kriegsdraoken!“ Ick kennde mit mine fief Jaohr kienen Krieg un kienen Kriegsdraoken. Aower daor was ein unheimliket, dunkelviolet Wolkenbild, dat seeg wie ein scheußliket Undeiert ut. Ganz langsaom krööp et daorher un klappde dat grote Muul immer wieder aopen. Ik dachde, dei Draoken wull alles upfräten — Himmel un Eern. In mine Angst greep ik nao Vaders Hand un hüllt sei ganz fast. — Dei Sünne sackde deiper un färwde sick so rot as Blaut. Ein Wind köm up un rappde den Draoken in Stücke. Dei lange Steert weifelde hen und her un verlör sick an'n Aobendhimmel. Twei Löcker har dei Wind in den Draokenkopp räten. Dei Sünne keek daodör, un mi wör, as glürden mi twei gleinige Ogen tücksk an. Ik füng an tau schreien, un Vader nöhm mi up'n Arm. — Dei Sünne was



nu ganz unnergaohn. Dei Speuk was vörbi. Et ward düster, dei Draußel trüdelde nich mehr, us Mamme sung nich mehr, un ik frör mit einmaol. Still gängen wi in't Huus. —

In August reckde sick dei Kriegsdraoken hoch up, hei was lebendig wörn. Wiet sperrde hei sien Muul los un verschlung Millionen Saldaoten — minen Vader ok.

Twée Harten

VON HANS VARNHORST

*Dor stünd ees een Hüne up Westerholts Hoff
mit Täger as Mastböme dick,
in 'n Kopp dor tusterd' de Storm üm so groff
un schüddelde butt üm 't Genick.
Un unner de Bäuken up schulige Matten,
dor späden de Kinner in 'n Sünnschien un Schatten.*

*Nu wör he vermuckt un versläten un möör,
dat Öller dat mök üm so krank,
de Bur halde Sagen un Bielen sik her,
wör glieks mit den Knecht ok taugang.
He hörde de Sagen entzirsen un singen,
as wull se liekut in dat Harte üm dringen.*

*Dann klövd' he de Prülle mit kiddige Hand,
schulln winters üm warmen de Dönz.
Dor fallt ut een Prull een verschchrumpelten Rand,
dat wör meist een Wunner, twee Kränz'.
Dor wörn twee Harten inwassen, insnäen, —
de Bur fold' de Hannen, dat wör üm tau'n Bären.*

*Un Friedrich un Anna, wöhrhäftig ehr Namen,
de stünden in kreckschräben Schrift!
Do seeg he so leifig up sik weer taukamen
de Johre vull Arbeit un Drift,
den Avend har he so lang al vergäten,
as he mit de nüdliken Anna hier säten.*

*Se wörn so vergneugt un harn sik so geern
un drückden sik dägt in de Nacht,
un aver ehr lüchden verswägen de Steern,
se harn sik drücket un straket un lacht.
He har so bitau ehre Namen drinsnitket,
de Nacht wör so drocke, so sälig verflitket.*

*Un s'avends sitt't beide nu Hand in 'e Hand,
Un Fräen treckt aver de Welt,
kiekt sik in de Ogen un strakt sik kuntant,
wat dor noch in 't Holt steiht, dat gelt.
Sünd meu ehre Hannen un witt ehre Hoore,
de Harten sünd eenig as al ehre Johre.*



Utkiek

VON HANS VARNHORST

*Us' Bur heff in 'n Gäbel een Kieklock mi laten,
ehr ligg ik dor mooi in 't Heil!
Un langs an de Schüern löpp sleprig de Straten,
dor stört nich een Knick un een Dreih,
un wisseweg kann ik se heuen
un mir dor so heller an freien.*

*Süh dor, dor kummt nu Hackelbernds Tine,
ehr Gangwark is free un so licht,
se tappst nich hendal as Thrine un Stine,
se strahlt, dat krüdige Wicht,
dat geiht bi ehr een, twee un dree,
de Rock fluttert kreck ehr um 't Knee.*

*Kummt dor ok een Keerl um de Büske tau sluern,
de Hinnerk, neesgierig, in Hast,
steiht still noch een Stot tau gluern un luern,
mi dücht, dat dat jüst um so paßt.
Vör Freide lücht up sien Gesicht,
neeg kummt he an 't nüdlike Wicht.*

*He nimmt se in 'n Arm un strakt se so warm,
dat Wicht will sik kinnig noch strüven,
dor is ja kien Mensk, kien Fend un kien Harm,
se drückt sik an Hinnerk, den stiefen.
Se drücket un mülket un freet,
un mi werd so kolt un so heet!*

*Har ik nich jüst an dat Kieklock nu säten,
löp fix dör de Welt un dat Greun,
dann har se nu ik in mien' Arms rinräten
un wör nu an 't Drücken un Freen,
un wisse, se har mi taulacht, —
nu dröme ik blot van ehr bi Nacht.*

De Aptheeke

VON HANS VARNHORST

Schulten Jennken, wat de ole Uroma in 'n Huse wör, seet in ehr karksieden Kleed in den groten Backenstauhl in'n besten Staben. Dat dö se nich al Dage, man düt wör een besünnern Dag. Se har Geburtsdag, den fiefunnägengigsten, un dat wör al wat, dat har nich jedereen.

An den Dag kömen dor dann ok een heelen Bült Lue up de Buree bi'nänner, de Börgermester, de Direkter, de Dechant, Tante Auguste un Tante Fienchen, Unkel Gerd un Unkel Heinrich, Naber Kock un Naber Büter, den se in'n Dörpe Tüünbüdels Harm näumden, un dann eene Riege Kinner, Grotkinner un Urgrotkinner. Dat wör eene kribbelige un lute Sellskup. Dann wörd dor





„Katzenköpfe“

Foto Alwin Schomaker-Langenteilen

äten un drunken, un as dat Kaffesejern vorbi wör, ok noch sungen un Plesejer makt. De Geschenke stünden un leegen up de olen Kommaude un enkelte ok noch up den siegen Disk in 'n Timpen. Oma kunn dat gor nich averkieken un sik nich naug wunnern, wat se dor al für so 'n olt Menske noch trechte funnen harn.

Um Klock säben geiht sinnig de Dörn apen, un Doktor Stöwer steiht dor un makt grote Ogen. He heff nich eeher kamen kunnt, as dat bi Dokters so is. Faken naug heff he Oma behanneln moßt, wenn de Swegerdochter üm ropen heff. Nu freit he sik unbannig, dat he siene ölste Patschientin in de Ogen kieken un de Hand drücken kann un tippt vergneugt an, dat se de Hunnert noch woll gaut vullkriegen kann.

„Ja, süh,“ plinkögt Dokter Uroma an, „Gi sünd noch heel krägel un munter. Ik hebb Jau altied gern besöcht, Gi wörn so 'n uppasserig un gedüllig Menske. So hebb ik woll mien Deel dor an dan'n, dat dat Jau so gaut güng un Gi so olt worn sünd.“

„Dat is woll so,“ gnifflacht Oma, „Dokter, Gi kunnen ok altied so moi mit mi snacken, dat wör een Plesejer, wenn Gi kömen un ik Jau blot tauhörn brukde.“

„Dat freit mi, dat ik dor een bäten tau bidrügen kunn, dat dat Jau gaut güng, un dat is woll kien Biglove, dat use moderne Medizin den kranken Mensken helpen kann.“

„Mag woll,“ smüsterlacht Oma so vör sik dal, „man up de Ort heff ik so vör un na eene örntlike Aptheeken bi'nänner krägen.“ Und dann treckt se so'n hännige Biladen apen. „Ja, süh,“ segg se, „Dokter, nu will ik de Katte man ut 'n Sack laten, wat Gi mi verschräben hebbt, hebb ik al hier up 'n Hopfen upwohrt.“

De Trecken ligg bet baben vull van Püllkes un Rüllkes, van Päckskes un Döppkes un Kümmkes, al Deeke, de de Dokter ehr in lange Johre verschräben heff för Bukpien, för Pien in Rüggestrank, för Feeber, för Matikmus, för de Sluken, för Koppien, för Kusenkälde, för Snötteree, för Liekdorn, för Külle un Hätte, un wat dat änners noch so för Krankheiten giff. Den Dokter willt de Ogen meist ut 'n Kopp fallen, man Oma segg so 'n bäten lurig tau üm: „Un wenn ik nu eenmal rejell krank weern schull, dann so, Dokter dann mööt Gi mi äben seggen, wat ik dor för miene Krankheit van nähmen mott. Up de Püllkes steiht blot so 'n latinsken Namen, de will mi nich seggen, wor dat gaut för is.“

Wicht in'e Kniepe

VON HANS VARNHORST

Dat wüssen se al, Braukamps Fienchen wör een verdulte fix Wicht, fliedig as 'n Mieglämpken un kiddig as 'n Schaplämmken bi 't Gräsrappen üm Maidag, seet vull Lachen un Läven, man se har ok een lack Muul, as 'm so seggen deit, un se wüß bi al Lüe un bi al Vörkamen dat passige Woort tau maoken. Fernand, wat ehr Keerl wör, güng al Dage up 'n Veehkop un susde mit sien groten Wagen dör de Dörper. Man Fienchen wull van Tied tau Tied ok geern ut, un so köm dat van sülben, dat he ehr, wor he doch Geld mehr as naug verdeende, ok so een nejen Wagen köfde, so een Be Em We mit väle Pe Es. Wenn so een in 'n Stall steiht, mott he ok rullen, dat is klor, süß rustet he. Bi Fienchen rustede he nich. Faken rutskede se äben mit üm na Ossenbrügge, Plünnen un Rümkes un Kiddels ankieken, inkopen un so. Achterher stoppe se sik dann vull mit Kauken un göt dor dann ok noch 'n gauen Schülp Kaffie tüsken.

An een'n Dag flitzte se dann ok aver de groten Straten in Ossenbrügge na Hus tau, un se flügg mit Knätern un Knallen an de Hüser vörbi kannst mit-leeve nich gägen kieken.

Twée van de witten Müse hebbt se in de Künne krägen, sitt't ehr dichte up 'e Hacken. Dat süht ut, as har dat Wicht kien rein Gewäten un will ehr utkniepen. Dat Averhalen slumpt de beiden jüst nich so.

Up mal rett dat Wicht den Wagen scharp na rechts, wor so eene Tankstää steiht, stigg weust up de Bremsen, würgt den Motor af, pultert ut de Dörn un is mit 'n Swupdi in dat Kabüffken, wor so een fierlik D vörsteiht, verschwunnen.

Een van de Junges mit de witten Müssen stellt sik vör de Dörn van dat Kabüffken, teuvt un geiht ungedürig up den Steenpadd up un dal.

Na 'n Tiedlang kummt Fienchen lichtfarig ut de Dörn, vriff ehr witte Snufdauk tüsken ehre fiene Fingerkes, dorbi fleegt ehre Ohrbümmelkes in n blitzerigen Sünnschien hen un her. Se smüsterlacht vergneugt un fragt den langen Polizisten grannig: „Dat is Jau ok woll van de Pannen brennt, Gi beiden hebbt wisse ok woll mennt, ik schaffde dat nich mehr?!“

Do stäkt de witten Müse ehre Näsen tausamen, de Lange klippögt sien'n lütken Kollegen tau un segg liese: „Mildernde Umstände!“ un se stiegt in ehrn Flitzer un puffket weer na Ossenbrügge tau.



Jedereen is sik sülben de Neegste

VON HANS VARNHORST

Burdieks Fernand denkt sik dor nix bi, he heff dat al sien Lävedage in 'e Maude, he mott wat leehnen, lütke Reskuppen un so wat. So kummt he meist Dag för Dag bi een'n van siene Nabers un halt Bielen, Fielen, Hamers, Knieptangen, Mürkerkellen, Tollstock, Waterpaß, Seißen, Paddlienen, Melkdüppen, Swienekrampen, Striekiesen, Stutenkassen, Rietsticken un ännere Deelee, de een so bruken deit. Dat Trüggebringen werd faken naug vergäten. Dorbi is he weust dull up 'e Arbeit. Jüst will de Sünn in 'n Osten upstiegen, ehre Strahlen fingert aver de Böme, de noch sleperig still staht, un gütt sülvern Lecht aver de Gräsplackens, dat se mit ehre Daudrüppens kukelbunt uplücht. Liese kloppt Fernand an de lütken Ruten van Köters Harm sien Kamernfenster.

„Well is dor?“ hört he Harm siene Stemm, as wör he noch halv in 'n Slap.

„Ik bün't, Harm, slöppst du noch, Harm?“

„Joo, Fernand, ik slape noch,“ brummelt Harm.

„Dat is schae, würkelk schae, wenn du nich slapen döst, har ik geern diene Korn woll van di leehnen wullt.“

„Jo, Fernand,“ segg Harm bedurlik, dat is ok schae, wenn ik nich slapen dö, harst du de Korn ok van mi krägen.“

Die Katze

VON HEINZ VON DER WALL

Sie lag, zusammengerollt wie ein Knäuel graues Wollgarn, auf dem Lehnstuhl neben dem Herd. Das Kissen unter ihr hatte etwas von der Unscheinbarkeit grober Handtücher, die lange Zeit benutzt wurden. Der Sitz des Lehnstuhls glich einer sehr flachen hölzernen Mulde. Das Kissen paßte sich dieser Gegebenheit an. Vielleicht trug dieser Umstand dazu bei, daß die Katze sich jenen Platz besonders gern für ihren täglichen Schlaf aussuchte. Wenn sie ihn, von draußen oder der Diele kommend, in einem Sprung erreicht hatte, drehte sie sich einige Male im Kreise und kuschelte sich dann nieder. Selten spitzte sie darauf ein wenig die Ohren oder bewegte die Spitze ihres gesprenkelten Schwanzes. Die Katze kannte die Geräusche, welche die Küche belebten. Vor den meisten brauchte sie sich nicht zu fürchten. Selbst wenn es geschah, daß jemand, der am Herd hantierte, den Lehnstuhl beiseite stieß, öffnete sie kaum die Augen. Die Menschen, die auf diesem Feuer das Essen zubereiteten, waren ihr wohlgesinnt. Auch wenn ein härterer, doch eigentümlich zaghafter Schritt auf dem Fußboden zu hören war, drohte keine Gefahr. Es konnte höchstens sein, daß diese schüchternen Schritte sich näherten und daß eine rissige Hand ihr über Kopf, Nacken und Leib streichelte. Der metallische Klang nagelbewehrter Stiefel auf den Fliesen jedoch schreckte und erschreckte die Katze. Wenn ihr auch im Schlaf lauschendes Gehör ihn vernahm, sprang sie von ihrem



Lager und suchte eine dunkle Ecke hinter Herd oder Schrank oder entwischte durch eine offene Tür. — Florian, den sie auch Flocks nannten, kam herein, warf seine Mütze auf den Haken unter dem Bildstock und trat etliche Male mit den Absätzen wuchtig auf, als wolle er auf den Fliesen Funken erzeugen. Er blickte nach dem Lehnstuhl, auf dessen Sitz ein graues Knäuel sich blitzartig in eine fliehende Kreatur verwandelt hatte, die irgendwo Unterschlupf suchte. Für Augenblicke fand die Katze Zuflucht unter dem Tische, lief sodann hinter der Stuhlreihe an der Wand her, um schließlich durch den Spalt in der Haustür, die Florian nicht völlig geschlossen hatte, zu verschwinden.

„Da siehst du es, Gisi,“ sagte Flocks zu der jungen Frau, die, mit einigen Tellern in der Hand, welche sie auf den Tisch stellen wollte, den Weg des Tieres verfolgt hatte.

„Nur Dreck und Ungeziefer trägt das Vieh in die Küche hinein,“ fuhr Flocks fort und zeigte auf die Abdrücke, welche die Katzenpfoten hinterlassen hatten.

Die junge Frau sah auf ihren Mann, der am Fenster stand und ebenfalls die Szene beobachtet hatte. Sein schmales Gesicht zuckte; er sagte aber nichts. „Das bißchen Dreck ist schnell ausgekehrt,“ beantwortete Gisi die Herausforderung, „und was das Ungeziefer betrifft — —“.

„Ach, ich weiß, Gisi, unsere Katze ist ja über alle Maßen sauber —!“ höhnte Flocks. „Sie wäscht sich dreizehnmal am Tag. Hast du schon einmal bei ihrem Morgenbad zugeschaut? Ach nein, das tut man nicht — —. Von der Tatze ins Maul, mit dem Maul ins Fell — —“.

Wieder sah die junge Frau auf ihren Mann. Er stand dort, auf die Fensterbank gelehnt. Warum läßt er sich nichts anmerken? fragte sie sich. Diese Anpöbelung gilt doch ihm! Oder uns beiden, ihm und mir!

„Es ist Mittag,“ wandte Gisi sich an ihren Mann. „Rufst du die anderen?“ — Dann stellte sie die Teller, die sie noch in der Hand hielt, auf den Tisch und legte Messer, Gabeln und Löffel dazu.

„Ich kenne kein junges Mädchen, wollte sagen: keine junge Frau, die so gut kocht wie Gisi,“ lachte Flocks beim Essen hinter seinem Teller her. „Bohnensuppe und Speck — dabei zeigt sich, was man gelernt hat!“ Er nahm sich ein neues, fettig durchsichtiges Stück Speck aus der Schüssel und biß hinein.

Gisi vermochte nichts zu erwidern. Waren diese Worte ehrlich gemeint oder sprach aus ihnen nur versteckter Hohn? Immer verspürte sie vor ihrem Schwager Flocks ein Gefühl der Unsicherheit. Er stand mit beiden Beinen fest auf dem Boden. Wenn Flocks auf die Klinke einer Tür drückte, klang es, als habe ein Bär seine Pranke darauf geschmettert. Wenn Flocks während eines Hagelschauers Rüben auf den Wagen lud, sah es aus, als wüchsen ihm fortwährend mehr Kräfte zu, je länger er arbeitete. Wenn Flocks bei einem Fest oder auf dem Tanzboden einem Mädchen zulächelte — so wußte Gisi aus den Erzählungen der Magd — dann fühlte es sich ausgezeichnet und herausgehoben aus der Menge der weniger Glücklichen. Gisi sah mit gesenktem Kopf zu dem Platz ihr schräg gegenüber, wo Flocks saß. Während sein Mund eifrig kaute, zwinkerten seine Augen in ausgelassener Laune.



Gisi legte ihren Löffel neben den Teller. Hier vor all den Leuten und vor ihrem Mann lachte Flocks sie an. Doch sie durfte ihre Befangenheit nicht zeigen. Morgen würde es das ganze Dorf wissen. Sie aß weiter. Es wollte ihr nicht schmecken.

Wie aus einer anderen Welt hörte sie da die Stimme des Mannes an ihrer linken Seite. Als sie sich ihm zuwandte, gewahrte sie auf seinen Zügen den Ausdruck einer Entschlossenheit, den sie nur selten aufwies. Walbert sagte: „Eine Katze gehört in die Küche. Sie hat ihren Platz am Ofen. Man kann dies an einem Sprichwort — es fällt mir gerade ein — nachweisen: Wenn die Katze nicht zu Hause ist, tanzen die Mäuse auf den Tischen. So ist es von altersher gewesen. — Im Stall und in der Scheune aber stehen keine Tische.“

Sie war ihrem Mann dankbar, daß er ihr in der Angelegenheit von vorhin zu Hilfe kam. Oder verteidigte er nur sich selbst? Seine Worte hatten — trotz seiner Bemerkung — so geklungen, als hätte er lange über sie nachgedacht. Welche Wirkung mochten sie haben? Konnte man mit einer Art Belehrung seinem Gegner beikommen?

Aus Florians Augen war schon bei dem ersten Satz des Bruders das Zwickern gewichen. Warum erneut von dem grauen Biest anfangen? Hauptsache, er hatte es nicht unter seinen Augen. Wenn aber jemand sein Lehrer sein wollte, würde er einen schlechten Schüler abgeben. Flocks hatte mit dem Kauen aufgehört. Er schluckte den letzten Bissen hinunter. Dann schlug er sich mit der flachen Hand auf den Oberschenkel und begann orgelnd zu lachen. Dies war seine Antwort auf des Bruders Vortrag.

Gisi war froh, daß Flocks nichts sagte. Hatte er die Brüchigkeit von ihres Mannes Beweisführung nicht erkannt? Sie hatte nach Erwiderung gesucht, mit denen sie etwaige Gegenargumente Flocks entkräften wollte. Aber diese schienen ja nicht nötig zu sein.

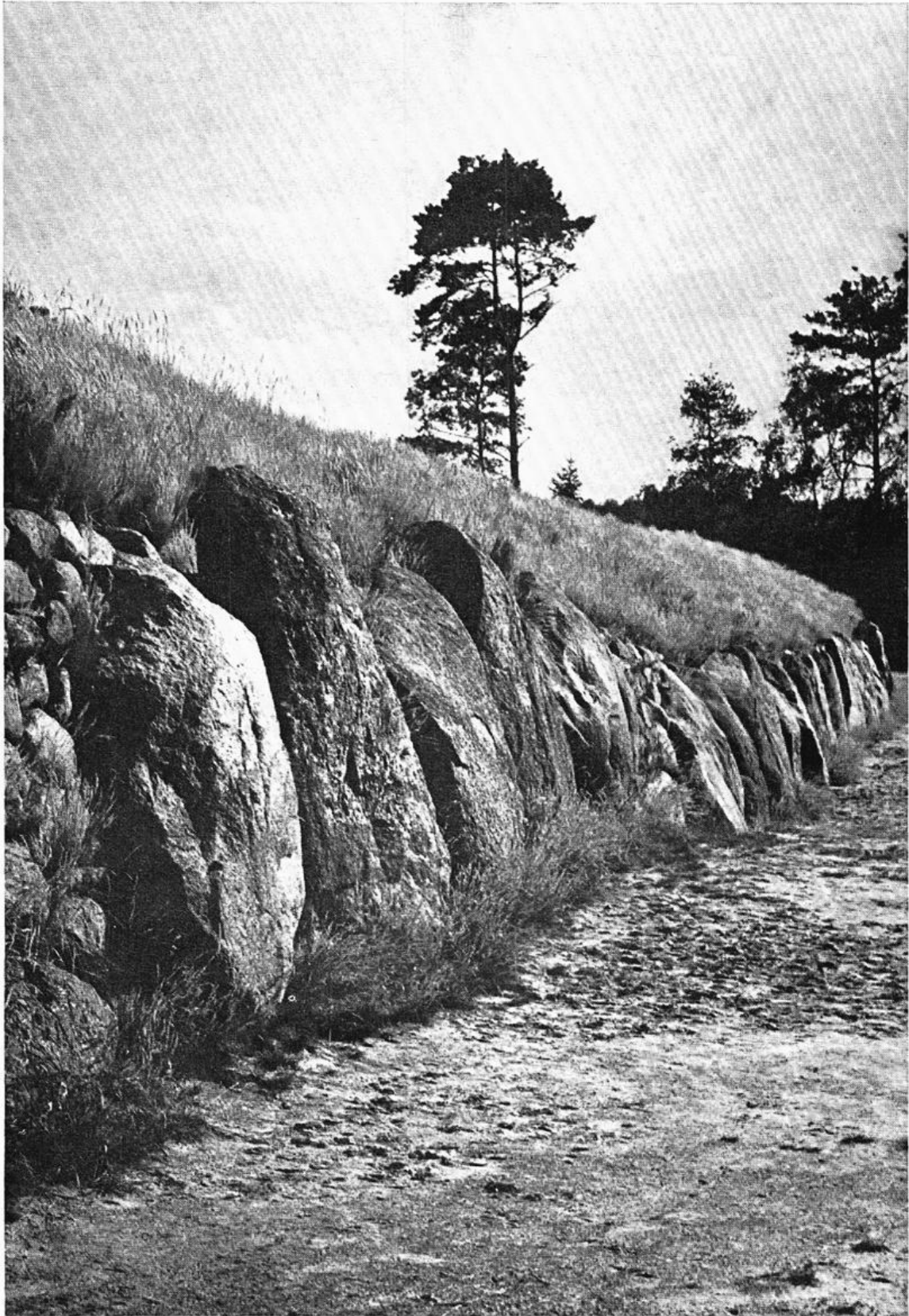
Flocks griff nach einer Weile dasselbe Thema von einer anderen Seite auf. Es mußte etwas Boshaft-Lustiges sein, denn ehe er einen Satz beendet hatte, lachte er versteckt, und seine Augen sprühten, während er sprach:

„Walbert, willst du nicht einen Tierschutzverein hier in Bohlenhorst gründen? Ich meine nur, in unserem Nest besteht noch keiner. Du könntest Vorsitzender werden, Walbert, und — Reklamechef. Gedenket der hungernden Vögel! Richtet Futterkrippen ein und Ferienplätze für lahme Hunde und faule Katzen! Schützt den Kartoffelkäfer! Sorgt für die Tipula-Larve! Bewahrt den Kohlweißling vor dem Aussterben! Erhaltet den Apfelblütenstecher und seine Brut! — Mehr solcher Sprüche fallen mir im Augenblick leider nicht ein, Walbert!“

Die Anspielung im letzten Satz traf den jungen Bauer. Und als Flocks sein Lachen zu dem ihm eigenen Orgeln steigerte, empfand er seine Niederlage. Zum ersten Mal war er auf einem Gebiet, auf dem er sonst überlegen war, im Rededuell, von seinem Bruder besiegt worden.

Gisi tastete mit der Rechten, unter dem Tischtuch verborgen, nach der Hand ihres Mannes. Sie bemerkte, wie jene zitterte.

Mit einer Stimme, deren Erregtheit er kaum meistern konnte, sagte Walbert, als Flocks zu lachen aufgehört hatte:



Am Großsteingrab bei Kleinenkneten

Foto Alwin Schomaker-Langenteilen

„Wenn du unserer Katze etwas antust, Florian, dann — “

Er brach den Satz ab und sprach die Drohung nicht aus.

Den ganzen Nachmittag mußte Gisi die Geschehnisse am Mittagstisch überdenken. Sie hatte sich für die Stunden bis zum Vesper eine Handarbeit vorgenommen und sich damit in die kleine Stube hinter der Küche zurückgezogen. Die Holzscheite im Ofen gaben die Wärme, nach der sie sich sehnte. Die stimmbrüchige Kuckucksuhr schlug zweimal. Gisi ging ans Fenster und zog die Gardine zurück. Draußen im Garten und auf den Wegen schmolz der Schnee, der seit Weihnachten lag. Kleine Rinnen führten matschiges Wasser in die Gräben. Eine Kohlmeise hing, mit den Füßen nach oben, an einem Knochen und pickte.

Gisi sah dieses, und sie sah noch mehr. Auf dem von winzigen Staubkörnchen getrübbten Glas entdeckte sie auf einmal die Umrisse eines Gesichts. Straff lag das Haar um den Kopf. Die Augen mit den betonten Wimpern, die sanft nach innen gebogene Nase und der kleine Mund mit den vollen Lippen verliehen dem Antlitz ein nachgiebiges und gefügiges Gepräge.

Die junge Frau erschrak, als ihr bewußt wurde, daß es ihr eigenes Spiegelbild war, welches sich undeutlich auf der Scheibe abzeichnete. Sie sah ihr Gesicht und sah gleichzeitig durch es hindurch — eine zweite Meise hatte sich nun auf dem Knochen an dem Apfelbaumzweig niedergelassen —: ob Flocks auch so durch sie hindurchschauen und wahrnehmen konnte, was in ihr vorging?

Flocks —: sie sah wieder seine hochfahrende und anmaßende Gebärde, mit der er am Abend der Hochzeit mit Walbert vor ihr gestanden hatte: „Ja, Schwägerin, nun sind wir beide miteinander verwandt — ich bin dein Schwager, und du bist meine Schwägerin, Schwägerin,“ hatte er angetrunken geschwätzt, und der Bierschaum war über den Rand des Glases, das er mit schaukelnder Hand hielt, gespritzt. Es war Gisi schon damals vorgekommen, als hätten diese nichtssagenden Worte einen anderen Sinn gehabt, der vielleicht bedeuten konnte: „Bald wirst du schon einsehen, Schwägerin, daß du einen Fehler begangen hast, als du das Jawort Walbert gabst und nicht mir.“

Aber sie hatte Walbert geheiratet; er war nach dem Tode seines Vaters vor zwei Jahren der Besitzer des 73 Hektar großen Hofes, und als solcher hatte er um sie gefreit. Flocks kannte sie erst, seit sie hier im Hause wohnte. Er war in fast allem das Gegenteil ihres Mannes. Ein Fremder hätte sie allein den äußeren Erscheinungen nach kaum für Söhne desselben Elternpaares gehalten. Flocks war untersetzt und breitschultrig, Walbert sah eher zart und anfällig aus. Wenn Flocks in seiner Lederjacke, die er an den kalten Tagen, jedoch vorne stets offen trug, den Trecker aus dem Hoftor steuerte, blickte Gisi ihm manchmal nach. Sie fragte sich dann: „Warum ist es nicht Walbert, der den Trecker fährt?“ Sie hatte sich deswegen an ihren Mann gewandt. „Ach, laß nur, Gisi,“ hatte er geantwortet, „Flocks versteht mehr davon.“

Ja, Flocks verstand von Acker, Vieh und Maschinen mehr. Welche Kuh auf der nächsten Versteigerung verkauft werden sollte — Flocks suchte sie aus. Wo der Weizen am besten gedeihen würde — Flocks wußte es. Aussaat und Ernte — war es nicht Flocks, der darüber bestimmte? Walbert sagte

nur sein „Ja“ dazu. Mußte dies nicht die Selbstgefälligkeit von Flocks noch mehr erhöhen? — Flocks war nicht der Bauer; es stand ihm nicht zu, den Herrn zu spielen.

Gisi trat vom Fenster zurück, setzte sich an den Nähtisch und fing an zu sticken. Es wurmte sie, daß sie diese Gedanken, die ihr eben gekommen waren, so denken konnte, als wäre sie selbst unbeteiligt. Mußte nicht Walberts Erniedrigung auch ihre Erniedrigung sein? Warum lehnte sie sich nicht stärker gegen den Anspruch und die Überheblichkeit des Schwagers auf? War es ihr am Ende ganz recht, wenn ihr Mann solche Zurücksetzungen erfuhr? Tiefer bohrte der Stachel: Liebte sie Walbert nicht mehr?

Gisi konnte diese Frage, die so unvermutet vor ihr aufstand, nicht so schnell beantworten. Eines war sicher: Sie war von der Wirklichkeit enttäuscht. Vieles war anders, als sie gedacht und geträumt hatte. Daß ihre Gedanken schon wenige Monate nach der Hochzeit mehr um Flocks kreisen würden als um ihren Mann — hatte sie ähnliches geahnt?

Ach, wenn Walbert doch wäre wie Flocks! — Doch hatte er sich heute mittag nicht aufgerafft? Diese lächerliche Frage, ob eine Katze in der Küche am Herd schlafen durfte oder nicht — wuchs sie sich zu der entscheidenden Kraftprobe zwischen den Brüdern aus, die irgendwie einmal kommen mußte? Wie hatte Walbert noch gesagt? „Wenn du unserer Katze etwas antust, dann —“ Er hatte die Drohung nicht vollendet; sie glaubte aber, ihm angemerkt zu haben, daß er Ernst machen wollte.

Gisis Herz begann schneller zu schlagen. Sie stellte sich vor, was nach dem mittäglichen Vorfall geschehen könnte und vielleicht auch geschehen würde . . .

★

Florian, den sie auch Flocks nannten, sprang vom Sitz. Den Motor ließ er weiter grollen. Er zog seine Mütze, an der Spreu und Mehlstaub klebte, etwas tiefer ins Gesicht und trat in das Wirtshaus ein. An der Theke standen zwei Männer und unterhielten sich. Ein rothaariges Mädchen spülte Biergläser. Als sie Flocks erblickte, entglitt ihr eines davon und fiel auf den Parkettboden. Flocks bückte sich danach; es war heil geblieben. Er stellte das Glas vor sich hin, hockte sich auf einen Schemel und machte die Bewegung des Einschenkens.

„Eine Runde,“ sagte er dazu. Die beiden Männer drehten sich aus ihrer Unterhaltung nach Flocks um. Es waren der Polizist der Nachbargemeinde und ein runzelgesichtiger Weißkopf, der unter dem für ihn unverständlichen Namen „Tonne“ bekannt war. Flocks maß die beiden ab. „Ihr habt Glück,“ meinte er, „ich bin heute freigebig. — Na, Prost, kleiner Gendarm, Prost, Tonne!“

Als ausgetrunken war, bestellte Flocks von neuem. Der Polizist gab eine Runde aus, redete dann von dienstlichen Verpflichtungen und wollte sich entfernen. Flocks hielt ihn an:

„Sag mal, kleiner Gendarm, wie ist es: Gehört eine Katze in die Küche oder gehört sie nicht? Ich sage: Nein! Wie stellst du dich dazu, kleiner Gendarm?“

Der Polizist sprach davon, daß eine Katze mausen solle, wollte aber die auf-gegebene Frage nicht entscheiden. Schon in der Tür, kreiselte er sich auf dem Absatz noch einmal herum und deutete auf den tuckernden Trecker. Flocks machte eine großzügige Handbewegung: „Das ist ja mein Öl, kleiner Gendarm, das dort verheizt wird!“

Dann wandte er sich wieder seinem Bier zu. Dem Weißkopf kam er jedesmal zuvor, wenn dieser sich revanchieren wollte. Ihm war heute nach einer leeren Geldtasche zumute, wie er sich ausdrückte. Und da sich noch einige Scheine darin befänden, würde er es hier noch eine Weile aushalten können. Als das rothaarige Mädchen einmal in seiner Nähe war, flüsterte er ihr zu: „Du, mein Bruder hat mich heute angesehen — als wenn bei einem Sommergewitter der Blitz aus den Wolken schießt — so funkte es aus seinen Augen — Hast du vor einem Gewitter Angst, Mädchen?“

Die Kellnerin schüttelte sich, und Flocks lachte sein unbändiges Lachen. Walbert kam spät zurück. Er war in der Kreisstadt gewesen und hatte dort einige Besorgungen und Gänge erledigt.

Gisi wartete mit dem Abendessen auf ihn. Sie hatte in der kleinen Stube Teller und Besteck bereitgestellt. Er hatte guten Appetit und ließ es sich wohl schmecken. Als er fertig war, fragte er: „Warum habt ihr schon gegessen?“

Gisi starrte auf das Stück Holz, das sie nachlegte, als sie antwortete: „Die anderen Leute zur gewohnten Zeit. Flocks ist noch nicht zurück, und ich — ich hatte keinen Hunger.“

Walbert stand von seinem Sitz auf und ging zu seiner Frau. Er legte von rückwärts die Arme über ihre Schultern und nahm ihr Kinn zwischen seine Hände: „Du mußt ordentlich essen, Gisi, hörst du!“ Er drückte ihren Kopf gegen seine Brust.

„Wie dein Hals duftet, Gisi.“

„Das macht die Seife, mit der ich Gesicht und Hände gewaschen habe.“

„Hast du Ärger gehabt? Wegen Flocks, meine ich?“

„Ich weiß es nicht.“ Seine Hände fühlten, daß sie ihren Kopf schütteln wollten. „Er wird sich fügen müssen, Gisi. Mir gehört der Hof; er ist mir vermacht. Sicher, Flocks hat hier seine Rechte, solange er sich nicht verheiratet — aber schließlich kann doch nur eine Meinung gelten. Ich weiß, Gisi, es wäre vielleicht besser gewesen, ich hätte damals mein Studium fortgesetzt, als ich aus der Gefangenschaft kam. Aber wer will sich mit dreißig Jahren noch einmal auf die Schulbank setzen, um von neuem zu lernen, wie groß oder wie klein die Wurzel aus fünf ist?“

„Wenn du es getan hättest — ich würde dich dann kaum kennengelernt haben, Walbert.“

Er ließ sie los. Er versuchte, den Klang dieser Worte zu deuten. Sie kamen ihm merkwürdig kalt vor. Doch er konnte sich täuschen. Gisi öffnete wieder die Ofentür und sah nach der Glut.

Walbert wollte etwas fragen. Da entstand draußen Lärm. Jemand begehrte Einlaß. Ein Hund schlug an. Die Klinke von der Haustür rasselte. Walbert ging und öffnete.

Flocks polterte ihm entgegen. Er rief: „Guten — sehr guten Abend alle miteinander!“ Walbert faßte ihn am Arm und führte ihn in seine Kammer. Flocks hatte die Lederjacke schon halb ausgezogen. Sie schleifte wie ein erbärmliches Stück Zeug hinter ihm her. Als Walbert erfahren hatte, wo der Trecker stand, schloß er die Kammertür hinter dem Bunker und sagte Gisi Bescheid, daß er das Fahrzeug holen wolle.

Nach gut einer Stunde kam er zurück. Er sah in den Ställen nach dem Vieh, riegelte die Türen ab und ging über die Diele in das Wohnhaus. Im Schlafzimmer trat er so leise auf, wie es ihm möglich war. Gisi schlief noch nicht. „Ich habe die Katze in ihrem Nachtlager neben der Mehlkiste auf der Diele nicht gesehen, Gisi,“ sagte Walbert zu ihr. „Na, vielleicht liegt sie irgendwo auf der Lauer.“

Am anderen Vormittag gegen zehn Uhr stürzte Walbert in die Küche und rief nach seiner Frau. Seine Schuhe hinterließen auf den Fliesen schmutzige Wasserspuren. Er fand Gisi im Keller, wo sie die Einmachgläser nachsah. „Wo ist Flocks?“ schrie er.

Auf der Treppe, die hinunterführte, erwartete er ihre Auskunft.

„Im Feld am Mühlenbach, Walbert, er hat dort —“.

Walbert hörte kaum her. Das hätte er auch wissen können! Flocks mochte noch so sehr gezecht haben — am folgenden Tag machte er seine Arbeit wie immer. Warum da erst die Weiber fragen?

„Was ist geschehen?“ zitterte Gisis Stimme. Im gleichen Augenblick fühlte er seine Beine umklammert. Gisi stand unten vor der ersten Stufe der Treppe; ihre Hände hielten krampfhaft fest.

„Flocks hat unsere Katze erschlagen“, Walberts Mund raste vor Zorn, „sie liegt hinter der Gartenhecke am Knick —“.

Er wollte sich losreißen. Sie bettelte: „Bleib, Walbert!“

„Hast du Angst, ich könnte ein Unheil anrichten?“

„Du siehst so — verändert aus — bleib, Walbert, bleib!“

Er wurde ungeduldig: „Was soll diese Kinderei?“

„Ich habe die — Katze — getötet, Walbert.“

Es war gesagt. Walbert ließ sich auf der schrägen Treppe nach hinten zurückfallen. Er hing nun mehr als er stand. Die hölzernen Stufen stachen ihm in den Rücken und in den Nacken. Er fragte noch einmal nach, das Ungeheuerliche konnte er nicht glauben.

„Ja, Walbert, ich — ich habe es getan,“ erwiderte Gisi.

„Wann?“

„Gestern abend vorm Dunkelwerden. Anna melkte die Kühe —“.

„Wie soll ich es dir erzählen, Walbert?“ Sie lockerte den Griff um seine Fesseln. „Ich hatte einen Eichenknüppel aus dem Brennholz gesucht. Dann lockte ich sie. Katzen haben ein zähes Leben, habe ich die Leute oft sagen hören. — Es war furchtbar, Walbert.“

Sie schluchzte. Walbert bewegte sich nicht. Rücken und Nacken begannen zu schmerzen.

„Warum hast du das getan, Gisi?“

Er blickte in das Zwielflicht, das der Treppengang bot. Auf dem Betonboden des Kellers kauerte seine Frau und weinte.

„Warum?“ wiederholte er lauter. Echo klang von den Wänden. „Wolltest du Flocks ein unangenehmes Werk abnehmen?“

Die Frau unten bäumte sich jäh auf: „Nein,“ schrie sie, „Nein!“ Dann wurde sie ruhiger. „Hast du gestern nicht Flocks angedroht, daß er sich nicht an der Katze vergreifen solle — Ach, Walbert, es war von mir ja so wenig überlegt, und es mußte sich als Schwindel herausstellen, — aber ich dachte —“. Sie hielt inne.

„Ich verstehe nicht, was du meinst,“ warf Walbert unwillig ein.

Gisi fuhr fort. Sie sprach stockend zu ihm hinauf:

„Ich war mir über so vieles nicht klar, Walbert. — Hier stand Flocks, handfest und breit, nach seiner Pfeife tanzt alles — und dort standest du, mein Mann. Einmal mußtest du zeigen, wer der Herr auf dem Hof ist, — oder ich würde nicht mehr weiterwissen —“.

„Du wolltest also erzwingen, daß ich wütend würde und Flocks —“.

„Ich war so ratlos, Walbert. Kannst du es begreifen?“

Er gab auf diese Frage keine Antwort. Er stieg die Stufen hinab und trat vorsichtig über Gisi hinweg. Er bog um die Gangecke in den Keller ein. In der Mitte des Raumes standen auf einem niedrigen Tisch gefüllte Gläser. Er nahm eins von ihnen und hielt es gegen das Licht der Lampe. Im gelbroten Saft schwammen Sauerkirschen. Walbert erinnerte sich an den Abend, als er sie gepflückt hatte. Es war zuletzt so dunkel dabei geworden, daß er die Früchte kaum noch erkennen konnte. Gisi hatte ihm aus dem Fenster zugerufen, er möchte nun doch aufhören und hereinkommen.

Walbert stellte das Glas auf den Tisch. Er schritt wieder zum Kellereingang. Gisi saß jetzt auf der untersten Treppenstufe. Walbert hob sie zu sich empor.

„Ich habe die ganze Nacht nicht geschlafen,“ sagte Gisi. „Als du gestern abend besorgt erzähltest, daß die Katze nicht in ihrem Nest läge, wurde ich noch unruhiger —“.

Gisi fuhr zögernd fort: „Ich mußte immer wieder daran denken, Walbert, wie unrecht es von mir war, das Tier zu erschlagen. — Mein Herz fieberte —: Das Blut der unschuldigen Kreatur —, Es tut mir leid —“.

Langsam kamen sie in den Kellerraum. Gisi sagte:

„Gestern, als du heimkehrtest aus der Stadt, wolltest du mich etwas fragen, Walbert. Dann kam Flocks betrunken aus dem Wirtshaus. Frage mich nun, Walbert.“

„Ich kenne deine Antwort, Gisi. Seit einigen Minuten kenne ich sie.“

Er sprach ohne Triumph. Ihre Stimmen hatten hier, wo die Laute sich überall an den unterirdischen Mauern brachen, einen anderen Ton. Vielleicht klangen sie selbstloser und geduldiger.

Walbert warf einen Blick auf die Einmachgläser vor ihnen.

„Ich habe etwas Ordnung geschaffen, Walbert,“ sagte Gisi, „sie standen alle durcheinander.“

Dann stiegen sie nebeneinander die Treppe hinauf. Sie war ziemlich schmal, und Arm rührte an Arm. Ungefähr auf halbem Wege schien es dem Mann, als schwanke die Frau. Er wollte sie anfassen und stützen.

Doch die Treppe zählte zu wenig Stufen.

Die alten Rathäuser in Vechta

VON STEFAN HARTMANN

Im Vechtaer Stadtarchiv, das z. Zt. geordnet und verzeichnet wird, finden sich verschiedene Unterlagen über das Vechtaer Rathaus aus den letzten 200 Jahren. Sie vermitteln ein anschauliches Bild von den Um- bzw. Neubauten dieses Sitzes der Vechtaer kommunalen Verwaltung und von den Widerständen und Belastungen, insbesondere finanzieller Art, die die Bürger der Stadt deshalb auf sich nehmen mußten.

Die ersten Belege, vor allem Kostenvoranschläge der Kämmerei, stammen aus dem Jahre 1782. Damals faßten Magistrat und Bürgerschaft den Plan, das alte baufällige Rathaus durch ein neues zu ersetzen, und ließen über den Umfang des Fundamentes umfassende Berechnungen anstellen. Es sollte 73 Fuß lang und 40 Fuß breit sein ¹⁾; als Gesamtkosten für den Rathausbau wurden 1398 Reichstaler (Rt.) veranschlagt. Der größte Teil dieser Summe entfiel auf das Baumaterial, die Maurer- und Zimmerarbeiten; 15 000 Backsteine, 30 Tonnen Osnabrücker Kalk, Stroh für 5300 Dachpfannen, 3950 Fußlatten und 500 Fuß Grundholz waren die wichtigsten Posten des Kostenvoranschlages; daneben verschlangen auch die Schmiede-, Glaser- und Schreinerarbeiten erhebliche Summen ²⁾.

Wie die weiteren Angaben der Baurechnung verdeutlichen, war das Gebäude in zwei Etagen aufzuführen; das Dach sollte mit Stroh gedeckt werden, obwohl die zahlreichen Brände in Vechta die Stadtväter eigentlich eines Besseren hätten belehren müssen. Dieses Bauprojekt kam jedoch nicht zur Ausführung; über die Gründe, die es verhinderten, finden sich in den Quellen des Stadtarchivs keine Hinweise. Sicherlich lag der Verzicht auf dieses Vorhaben in dem schmalen Umfang des Stadtsäckels begründet, und auch von den durch zahlreichen Kontributionen belasteten Bürgern konnte keine Unterstützung erwartet werden.

Die Stadt bemühte sich dagegen, das alte Gebäude, das sich an der Stelle des heutigen Krümpelbeckschen Kaufhauses am Markt befand, durch Reparaturen instandzuhalten, u. schloß verschiedene Verträge mit Privatpersonen ab, die gegen eine bestimmte Pachtsumme Räume des Rathauses, die nicht von der Stadtverwaltung benötigt wurden, gewerblich benutzen konnten. Im Gegensatz zur heutigen Zeit war damals die kommunale Administration noch nicht so institutionalisiert und differenziert. Die Bürgermeister und der Magistrat fanden sich nur zu den Ratssitzungen in der Ratsstube ein; sonst blieben die Räume ungenutzt. Die Bürgermeister führten ihre Amtsgeschäfte häufig von ihren Wohnungen aus, wo sich der Stadtschreiber und andere städtische Bedienstete zur Protokollaufnahme einfanden. Besonders bei Rechtsgeschäften, z. B. Grundstücksverkäufen, Nachlaßfragen u. a., war dies der Fall, während bei wichtigeren, die gesamte Bürgerschaft betreffenden Angelegenheiten Sitzungen im Rathaus anberaumt wurden. Im Jahre 1802 wurde das Rathaus an den Bürger Anton Bettenhorst verpachtet ³⁾. Mit ihm wurde ein Vertrag abgeschlossen, der auch für seinen Nachfolger Greving 1806 Gültigkeit hatte ⁴⁾. Danach war jeder Rathauspächter verpflichtet, dem Vechtaer Magistrat durch einen Bürgen Kaution zu stellen;

